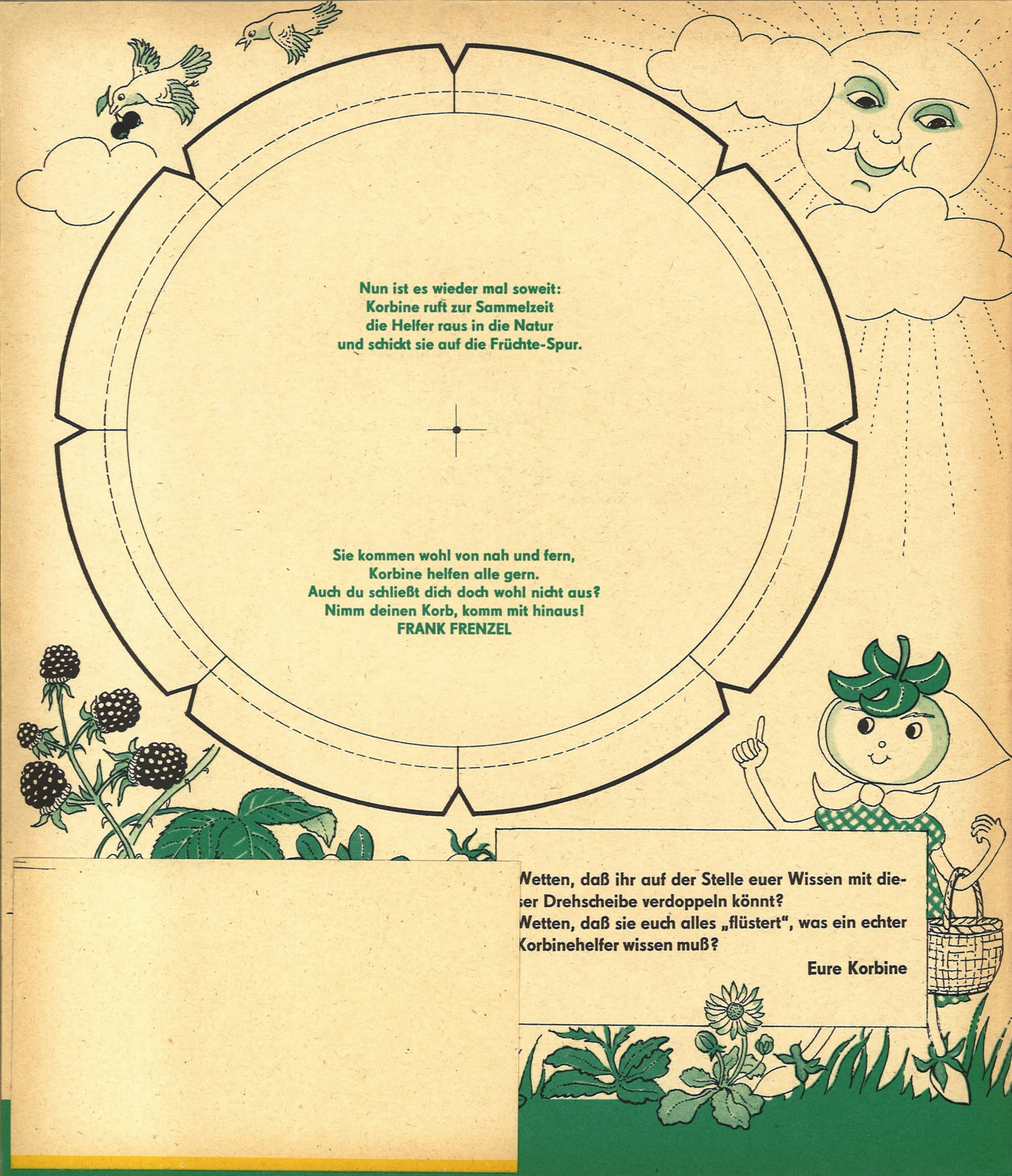
FRÖSI

7/85
PIONIER-
MAGAZIN
FÜR MÄDCHEN
UND JUNGEN
DER DDR
PREIS 0,70 M

ISSN 0323-8806

Klemke 85



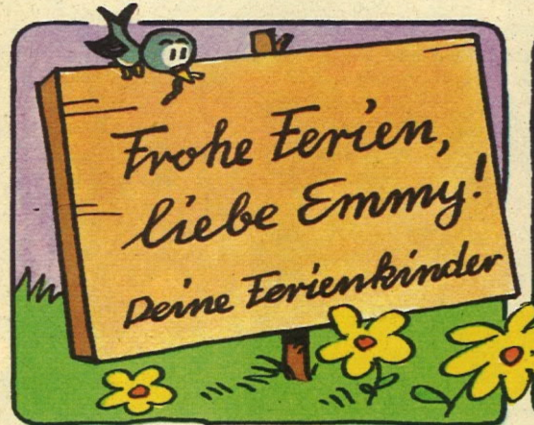
Nun ist es wieder mal soweit:
Korbine ruft zur Sammelzeit
die Helfer raus in die Natur
und schickt sie auf die Früchte-Spur.
Sie kommen wohl von nah und fern,
Korbine helfen alle gern.
Auch du schließt dich doch wohl nicht aus?
Nimm deinen Korb, komm mit hinaus!
FRANK FRENZEL
Wetten, daß ihr auf der Stelle euer Wissen mit die-
ser Drehscheibe verdoppeln könnt?
Wetten, daß sie euch alles „flüstert“, was ein echter
Korbinehelfer wissen muß?
Eure Korbine

Macht mit bei der „Großfahndung – Millionen für die Republik“!





PIONIERMAGAZIN FRÖHLICH SEIN UND SINGEN







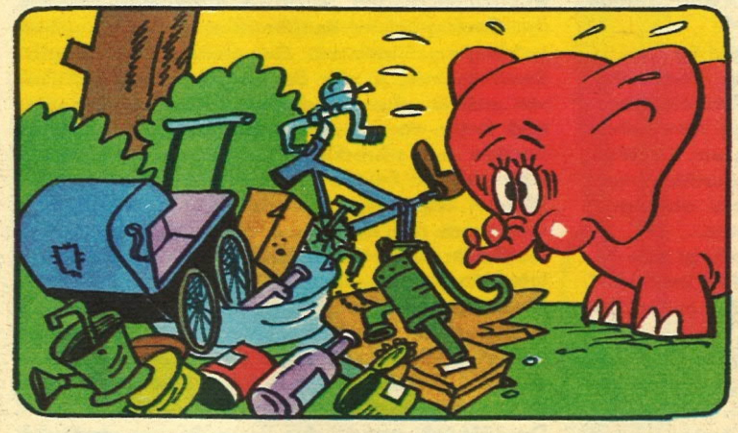




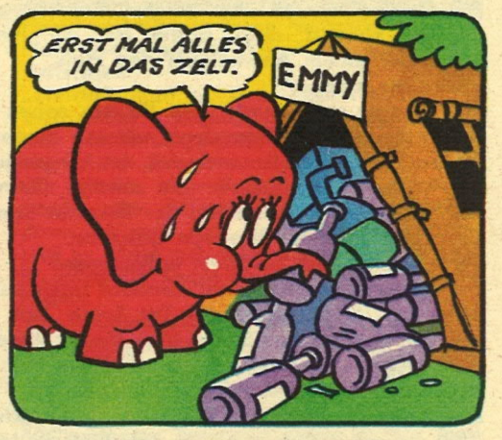




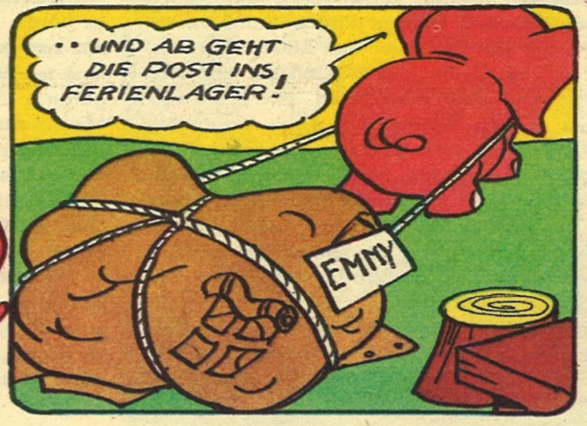














Zeichnungen: Horst Alisch

MASKOTA

W. RYBIN



Manuel de Jesus Rivera wurde in der kleinen Stadt Dirjamba geboren. Schon mit fünf Jahren arbeitete er als Tagelöhner auf den Feldern der Plantagenbesitzer. Mit zehn Jahren wurde er Partisan. Die Partisanen nannten ihn Maskota. Er nahm an den Kämpfen gegen die Somoza-Henker teil, verbreitete Flugblätter, wurde Verbindungsmann.
Er fiel im Juli 1979, wenige Tage vor dem Sieg der sandinistischen Revolution ...
Heute gibt es den Verband der sandinistischen Kinder Nikaraguas, der den Namen „Maskota" trägt. Der Jugend Nikaraguas gilt besonders in Vorbereitung der XII. Weltfestspiele in Moskau auch unsere Solidarität.

Unbarmherzig brannte die Sonne herab. Rötlicher Staub brannte auch an den Füßen, als ginge man durch die Asche eines eben niedergebrannten Lagerfeuers.

Den Weg entlang lief eilig ein barfüßiger, halbwüchsiger Junge. Ein Erwachsener ertrüge die Sonnenglut nicht, ihm aber schien sie nichts auszumachen.

Der Junge trug eine graue, zerrissene Hose und ein verwaschenes Hemd. In der Hand einen Stock, um die Hunde damit zu vertreiben. Dorfhunde mögen Fremde nicht, und es braucht nur einer zu bellen, so kommt im Nu eine ganze Meute zusammen. Der Teufel weiß, woher.

Unter einem Schlehdornstrauch ruhten sich Bauern von der Arbeit aus. Sie aßen Maisfladen und tranken aus einem Krug.

„He, Junge, wohin willst du so eilig?" rief ein älterer Bauer mit einem Gesicht voller Falten dem Jungen zu.

„Ich habe keine Zeit", antwortete der Junge ernsthaft.

Die Bauern lachten über so viel Geschäftigkeit.

„Woher kommst du?" fragte ihn ein junger Mann mit einem Amulett um den Hals.

„Aus Chinandega."

Das Lachen verstummte. Die Bauern sahen sich vorsichtig um. In Chinandega wüteten schon die zweite Woche Strafkommandos. Im vergangenen Monat hatten Partisanen die dortige Garnison vernichtet. Aus Rache hatte der Diktator Somoza Gardisten nach Chinandega geschickt.

„Wie bist du den Soldaten entkommen?"

Der Junge antwortete nicht, sondern setzte seinen Weg fort. Er hatte in der Tat keine Zeit. Vor Sonnenuntergang mußte er eine kleine Ranch in der Umgebung von León erreicht haben. Das bedeutete noch zehn Kilometer Fußmarsch.

Der Junge hieß Manuel. Manuel de Jesus Rivera. Aber augenblicklich nennt er sich Juan Rodrigez. Er kommt aus Estelí und will zu seiner Tante nach León. Die Tante heißt Marta. Sie wohnt hinter der Kapelle neben der Post. Außer ihr hat Juan niemanden. Sein Vater ist nach Mexiko gegangen, um Arbeit zu suchen, seine Mutter ist an Tuberkulose gestorben ...

Das alles hat Manuel auswendig gelernt.

„Präge dir Wort für Wort genau ein, das ist schon der halbe Auftrag", hatte ihm der Kommandeur mit auf den Weg gegeben. „Du mußt es so erzählen, daß man dir glaubt. Nicht nur die Feinde, auch die eigenen Leute ..."

Bisher hatte man ihm geglaubt. Nicht umsonst hatte er sich so geschickt aus Chinandega davongemacht. Keine einzige Patrouille vermutete in dem kleinen Vagabunden einen Verbindungsmann der Partisanen. Zwar mußte er einen Fußtritt von einem Sergeanten hinnehmen, aber um der Nachricht willen, die auf einem Zettel in seinen Hosenaufschlag eingenäht war, konnte man das alles ertragen.

Der Zettel war wichtig. Sehr wichtig sogar. Kämpfer der Untergrundbewegung übermittelten den Partisanen Nachrichten über ein Strafkommando in Chinandega. Es hatte den Befehl erhalten, nach Norden auszurücken, um die Wälder entlang des Flusses Coco zu durchkämmen. Die Partisanen sollten es unterwegs abfangen, unvermittelt angreifen und vernichten.

„Sieh, Manuel, von diesem Zettel hängt das Leben vieler Genossen ab! Laß sie nicht im Stich!" sagte der Commandante Romuel, als er ihn auf den Weg schickte.

Und da hatte er schon das Dorf Santa Clara erreicht. Von hier zur Ranch war es nur noch ein Katzensprung.

Die Häuser der Bauern versanken unter Kronen von Mangobäumen. Üppige Palmenhaine rahmten das Dorf von Norden und Süden her ein, während sich im Osten und Westen bis zum Horizont Baumwollfelder erstreckten. Ein prachtvoller Anblick – man konnte das Auge kaum losreißen! Doch auch hier gehörten die Reichtümer des fruchtbaren Landes einer Handvoll Großgrundbesitzern. Die einfachen Menschen lebten ärmlich. Es gab Bettler auf der Straße. Halbnackte kleine Jungen, mit vor Hunger aufgeblähten Bäuchen, trieben im Straßenstaub eine Kokosnußschale vor sich her ...

Manuels Blick verweilte auf dem geräuschvollen Ball, der den Kleinen unter den Füßen herumsprang, und sein Herz schlug vor Freude höher. Es war, als hätte er nach langer Trennung einen guten alten Freund wiedergetroffen. Die nikaraguanischen Partisanen schätzten die Kokosnüsse besonders. Nicht wegen ihres Fleisches oder des wohlschmeckenden Saftes ... Unter den Händen der Sprengmeister wurden die Nüsse zu selbstgefertigten Granaten. Sie wurden vom Fruchtfleisch befreit, in der Sonne getrocknet, mit Pulver gefüllt, eine Zündschnur daran befestigt – und fertig war die Handgranate! Die Granaten barsten mit schrecklichem Getöse und schlugen schon oft die Feinde in die Flucht.

Manuel hatte ohne Zwischenfälle den Dorfplatz überquert, auf dem ohne rechte Fröhlichkeit ein Dorfbasar abgehalten wurde. Niemand beachtete den Jungen, der zur Landstraße abbog. Wie viele solcher obdachloser Jungen trieben sich jetzt auf den Straßen Nikaraguas umher! Schon ließ der Palmenhain seine zottige Mähne sehen, und die weißen Baumwollfelder rückten an die letzten Häuschen von Santa Clara heran ...

Da plötzlich war in der Ferne Motorengeräusch zu hören. Ein Hund fing an zu bellen. Ein Schuß, ein zweiter. Der Hund winselte kläglich.

Eine erschrockene Frau kam Manuel entgegengerannt, ihr folgte mit kurzen Schritten ein alter Mann, der auf dem rechten Bein hinkte.

„Soldaten! Eine Razzia!"

Manuel blieb unentschlossen stehen.

„Lauf, steh nicht herum!" schrie ihn der Alte an. „Sie greifen alle auf und bringen sie auf Lastwagen weg!"

In Manuels Kopf wirbelten die Gedanken. Was konnte es in seiner Lage Schlimmeres geben, als eine Razzia?! Wenn man ihn faßte und den Zettel fand, würde er auf der Stelle erschossen. Wenn man ihn nicht fand, brachte man ihn auf

ein Polizeirevier oder in die Kaserne von Managua. Bis alles geklärt wäre, verginge eine Menge Zeit! Und die Nachricht duldete keinen Aufschub ...

Manuel rannte zurück. Er überholte den Alten und die Frau. Auf dem Dorfplatz rückte eine Kette Soldaten mit Gewehren vor. Der Rückweg war abgeschnitten. Eine Falle!

Was tun? Manuel befühlte mit schweißnasser Hand den in den Hosensaum eingenähten Zettel ...

Er blickte sich um. Links vom Platz ging eine schmale Sackgasse ab. Sie stieß auf einen abgelegenen Zaun, hinter dem Zitronenbäume und ein rotes Ziegeldach zu sehen waren.

Manuel rannte in die Gasse hinein, kletterte über den Zaun und befand sich in einem Garten. Glücklicherweise hatte ihn niemand bemerkt. Die äußere Gartenseite grenzte an die Landstraße, auf der Armeejeeps hin- und herfuhren, und jenseits der Landstraße begann ein Baumwollfeld.

Auf dem Feld arbeiteten Tagelöhner. Erwachsene und Halbwüchsige. Ihre Strohhüte und ihre nackten schokoladenbraunen Rücken bewegten sich rhythmisch zwischen den Reihen der Baumwollsträucher.

Manuel warf seinen Stock ins Gebüsch, überquerte die Landstraße und rannte aus Leibeskräften zu den Tagelöhnern. Im Rennen hatte er sich das Hemd ausgezogen und schon war er mitten unter den Arbeitern und pflückte mit ihnen Baumwolle. Und die Tagelöhner – sie ließen sich nicht anmerken, daß unter ihnen ein Fremder aufgetaucht war.

„Wer bist du?" ertönte da barsch eine tiefe Stimme an Manuels Ohr. Wie aus dem Boden gewachsen stand ein riesengroßer Mann mit einem roten Bart, einem breitkrempigen Hut und in einem weißen Safarianzug neben ihm.

Der Plantagenbesitzer! durchzuckte es Manuel.

„Jagen Sie mich nicht davon, Señor! Ich bin unterwegs nach León zu meiner Tante. Schon zwei Tage habe ich keinen Bissen gegessen – lassen Sie mich etwas verdienen!"

Manuel jammerte so kläglich mit tränenverschmiertem Gesicht, daß der Plantagenbesitzer unsicher wurde. Er wandte den Kopf nach links und rechts – die mürrisch dreinschauenden Tagelöhner starrten ihn erwartungsvoll an – und winkte ab.

„Gut, arbeite meinetwegen."

Der Plantagenbesitzer war gegangen. Seine riesige weiße Gestalt war bald auf der Landstraße inmitten von Soldaten zu sehen. Die Soldaten schienen ihn etwas zu fragen, der Plantagenbesitzer fuchtelte mit den Händen herum und zeigte auf die Dächer von Santa Clara. Aber Manuel kam es vor, als blickten alle Soldaten jetzt nur auf ihn. Manuel neigte sich tief über die Sträucher. Er arbeitete wie ein Roboter. Wenn er sich doch nur selbst in so einen weißen Wattebausch verwandeln könnte!

Die Soldaten fuhren weiter. Der Plantagenbesitzer hatte Manuel nicht verraten. Aber er bezahlte ihn auch nicht für seine Arbeit.

Als es zu dämmern begann und von den rauchenden Feuerstellen über Santa Clara ein violettes Wölkchen hing, befand sich Manuel endlich auf der Landstraße. Unerträglich schmerzte sein Rücken. Vor Müdigkeit schwankte er.

Spät in der Nacht erreichte Manuel die Partisanenabteilung. Sein Auftrag war erfüllt.

Aus dem Russischen übersetzt von Thea Woboditsch

Wie der Mäuserich Kugelstoßer werden wollte

Eines Tages kam die Mäusemutter vom Einkauf zurück und sagte: „Kinder, raus mit euch, draußen ist es schön, geht spielen!"

Die Mäuschen rannten aus dem Loch, haschten sich, spielten Blindekuh und Räuber und Gendarm.

Auf einmal zischte etwas in der Luft und eine große Kugel fiel mit Getöse zwischen die Mäuschen.

„Iiiii", piepste das kleinste und raste zum Loch. Die anderen alle hinterher. Am Loch war eine derartige Verstopfung, daß kaum noch jemand hineinkam.

„Was war denn das?" japste das kleinste Mäuschen nach Luft, aber niemand konnte es beantworten. Das Mäuschen hatte vor Angst die Augen weit aufgerissen und seine Zähne klapperten aufeinander. „Das werden wir uns genau anschauen", erklärte mutig der Mäuserich.

„Du gehst nicht raus", meinte die Minimaus und hielt ihn am Schwanz fest.

„Laß mich, du Angsthase, hätte ich beinahe gesagt, ich will doch nur gucken", und er kletterte auf den Rand des Loches, alle anderen gleich hinterher, um nur nichts zu verpassen.

Das große runde Ding lag im Gras und rührte sich nicht.

„So was großes Rundes habe ich noch nicht gesehen. Es könnte eine Kugel sein", urteilte der Mäuserich.

„Was denn für eine Kugel?" fragte das Minimäuschen, das sich ebenfalls bis zum Rande des Lochs vorgewagt hatte.

„Es ist rund wie Edamer Käse", stellte der Mäuserich fest. Wird das Wort „Edamer Käse" ausgesprochen, dann verliert jede Maus die Übersicht und geht auch in die Falle.

Die Mäuse rannten also aus dem Loch zur Kugel hin.

„Käse ist das aber nicht", meinte der Mäuserich mit Sicherheit in der Stimme.

Damit wußten die Mäuse allerdings immer noch nicht, um was für eine Art von Kugel es sich handelte. Von weiteren Untersuchungen mußten sie Abstand nehmen und sich ins Loch zurückbegeben, weil jemand kam. Als sie nach einigen Sekunden wieder herausblinzelten, war die Kugel nicht mehr da.

„Die Kugel ist verschwunden", sagte ein Mäuschen ganz aufgeregt. „Das ist allerdings sehr geheimnisvoll", wunderte sich der Mäuserich.

Kam das Zischen vielleicht von einer Schlange? War das unbekannte Ding am Ende ein Schlangenei? Den Mäuschen gruselte es.

In diesem Moment zischte es wieder und das große runde Etwas fiel ins Gras. Die Mäuse waren blitzartig im Loch verschwunden und wagten sich an diesem Tage nicht mehr hinaus.

In der Nacht träumten sie davon, daß in der Kugel eine Schlange liegt, die zischt und Jagd auf Mäuse macht.

Am nächsten Tag aber wurde das Geheimnis um die Kugel gelüftet. Die Mäuse hatten lange geschlafen und wurden durch ein seltsames Rumoren geweckt. Sie schauten hinaus und sahen viele Menschen ringsum. Manche rannten, andere sprangen hoch und weit, wieder andere warfen mit verschiedenen Geräten, unter anderem auch mit dieser geheimnisvollen dunklen Kugel.

„Jetzt weiß ich es", freute sich der Mäuserich.

„Was weißt du?" fragte das Minimäuschen, das nichts verstand.

„Daß wir auf oder besser unter einem Sportplatz wohnen. Gestern war Training und heute sind die Leichtathletikwettkämpfe. Achtung, Köpfe einziehen, dort kommt schon wieder eine angezischt!"

Alles war im Loch verschwunden, nur der Mäuserich lief nicht weg und rief: „Habt keine Angst, das ist kein Schlangenei, das ist ein Kugelstoßwettkampf."

Genauso war es. Die Mäuschen haben sich den Wettkampf den ganzen Tag angesehen und es interessierte sie alles außerordentlich. Sie sahen, wie man den Speer wirft, wie ein Staffelrennen gelaufen wird, wie man mit dem Stab hochspringt und viele andere Disziplinen. Wenn einem Sportler etwas besonders gut gelang, jubelten die Leute und applaudierten. Die Sieger sind auf kleine Podeste gestiegen, irgendein Herr gab ihnen die Hand und hängte ihnen Medaillen um den Hals. Dazu spielte Musik und die Leute klatschten.

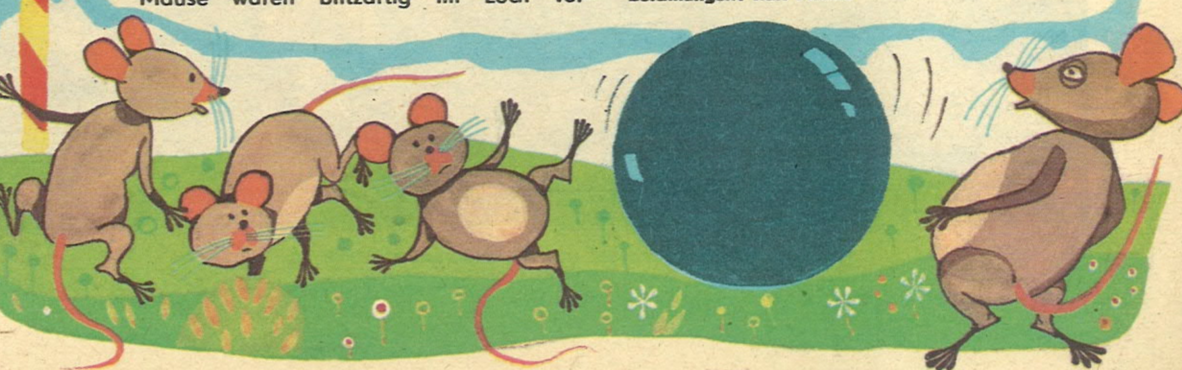
„Herrlich muß es sein, eine Medaille zu bekommen", seufzte die Minimaus, und der Mäuserich sehnte sich danach, auch ein solcher Sieger zu sein.

Als wieder eine Kugel angeflogen kam, wetzte der Mäuserich zur 16-m-Marke, denn so weit war sie gestoßen worden, und er schrie aus voller Lunge: „Jetzt ich!" Er faßte die Kugel an und wollte sie hochheben.

Vor Anstrengung fielen ihm fast die Mäuseaugen heraus und er spannte die Muskeln so an, daß ihm die Naht des Pelzes platzte. So sehr er sich abmühte, es gelang ihm nicht einmal, die Kugel einen Millimeter zu bewegen. Was konnte man auch anderes erwarten, denn für einen Kugelstoßer ist doch ein Mäuserich wirklich zu klein.

Dr. Zbynek Malinský

Zeichnungen: Karl Fischer



FERIEN-SOMMER TAGEBUCH



Im Sommer waren die Thälmannpioniere Sandra, Saskia, André, Thomas und Jan gemeinsam mit Anne, der Delegationsleiterin, zu Gast bei der belgischen Pionierorganisation. Nach unserer Ankunft in Brüssel machten wir einen Stadtbummel und fuhren danach in das internationale Pionierlager in die Ardennen. Hier wohnten wir in einer Herberge, die von der belgischen Pionierorganisation gemietet worden war. Die belgischen Pioniere hatten ein Jahr lang gearbeitet und Geld aus Kulturveranstaltungen zusammengetragen, um Pioniere aus Frankreich, der Sowjetunion, der VR Bulgarien, der ČSSR, der SFR Jugoslawien, der DDR, Pfadfinder aus der VR Polen und Kinder streikender Arbeiter aus Großbritannien einladen zu können. Wir verlebten wunderschöne Tage, die angefüllt waren mit vielen Erlebnissen und Gesprächen.

Neben den Fahrten durch Belgien, bei denen wir die Sehenswürdigkeiten von Brüssel erlebten, in der Nordsee badeten, durch die Gärten von Annewoie schlenderten oder das Denkmal der Schlacht bei Waterloo bestiegen, waren besonders die Dinge interessant, die wir von den anderen Kindern über das Leben in ihren Ländern erfuhren. Viele der belgischen Gruppenleiter waren ohne Arbeit, so wie Francis, der uns über seine Probleme berichtete: Sechs Monate hatte er als Lehrer gearbeitet, danach wurde er arbeitslos. Jetzt bekommt er zwei Jahre lang 90 Prozent seines Gehaltes. Davon kann man leben. Das ist nicht das Problem. Aber nach den zwei Jahren erhält er nur noch 80 Prozent, dann 60 Prozent, 40 Prozent und dann gar nichts mehr, wenn er immer noch keine Arbeit gefunden hat. Schlimmer als das Geldproblem, sagte er, sei gegenwärtig, daß er bei seinen unermüdlichen Gängen zum Arbeitsamt immer wieder erfahren müsse: Du wirst nicht gebraucht. Du bist überflüssig in der Gesellschaft. Das mache ihn kaputt.

Um etwas Sinnvolles zu tun, arbeitet er mit den Pionieren, leitet Ferienlager, organisiert Veranstaltungen. Aber dafür bekommt er kein Geld.

Im Lager selbst war viel los. Es gab Freundschaftstreffen zwischen den einzelnen Delegationen, Sportfeste, einen Zeichenwettbewerb „Kinder malen für den Frieden". Wir lernten neue Spiele, neue Lieder, waren baden, hatten viel Spaß beim „Postamt der Freundschaft" und bei einer Kostümdisko.

Besonders an den Nationaltagen lernten wir die Pionier- und Kinderorganisationen aus den anderen Ländern besser kennen.

Im internationalen Sommerlager in Belgien wurde uns klar, wie schön es ist, wenn Kinder so unterschiedlicher Nationen miteinander in Frieden leben können. Alle Pioniere, die sich dort trafen, ganz gleich aus welchem Land sie kamen, waren sich in einem einig: Wir müssen alles dafür tun, daß auch in Zukunft der Frieden erhalten bleibt.

Das Freundschaftstreffen mit den belgischen Pionieren

Wir erfuhren von den belgischen Pionieren, daß sie sich meist an den Wochenenden oder in den Ferien treffen. Dann sprechen sie über ihre Teilnahme an Protestmärschen, spielen, singen oder basteln. Jeder der Pioniere kam aus einer anderen Schule, dort sind sie die einzigen Pioniere. Sie zeigen oder sagen auch keinem, daß sie zur Pionierorganisation gehören, sonst bekommen sie Schwierigkeiten. So wie Bruno, den eine Lehrerin mit seiner Pioniergruppe bei einer Demonstration gegen die NATO-Raketen entdeckte und der dafür von ihr vor der Klasse beschimpft und bestraft wurde.

Auch das rote Halstuch tragen die Pioniere nicht in der Schule, nur zu ihren Gruppenzusammenkünften – aber dann ständig, sogar beim Köpfer vom Sprungturm wie Nouncy.

André

Tag der DDR

Schon zu Hause hatten wir uns viele Gedanken gemacht, wie der Tag der DDR aussehen sollte, aber nun waren wir doch aufgeregt, wie wohl unser Programm bei den anderen Pionieren ankommen würde. Wir hatten eigene Wandzeitungen produziert über unsere Heimatstadt Berlin heute und wie es 1945 aussah, über die Geschichte der Pionierorganisation, und Saskia stellte in Wort und Bild ihre Familie vor.

Durch meine Wandzeitung erfuhren die Gäste unserer Ausstellung etwas über die Entwicklung meiner Schule in den 35 Jahren des Bestehens unserer Republik. Sehr stolz war ich, als ein belgischer Senator zu mir kam, sich für meine Wandzeitung interessierte und mit mir über unser Schulwesen sprach. Später gab es viel Spaß und Lachen an unseren selbstgestalteten Bastelständen, auch an meinem Stand, an dem die Pioniere Luftballons mit Filzstiften bemalten.

Thomas

Bei der Nachtwanderung ging es über Stock und Stein. Es war sehr kompliziert, die versteckten Briefkästen zu finden, und hatten wir einen, gab es jedesmal ein Kauderwelsch zwischen englisch, deutsch und französisch, ehe wir uns gemeinsam für eine Richtung entscheiden konnten, in der die Wanderung fortgesetzt werden sollte oder besser gesagt, nach Plan fortgesetzt werden mußte.

Saskia

Abschlußappell

Bei den Abschiedsworten zum Appell wurde mir so richtig klar, daß wir nur so fröhlich mit den Kindern aus anderen Ländern zusammensein konnten, weil Frieden ist. Dann war noch eine Disko, zu der wir mit selbstgefertigten Kostümen erschienen, eins ulkiger als das andere.

Sandra



Fotos: Anne Zehmisch



V. W. Kiseljew, „Komsomolzin Ljuba"

Farbe und Vielfalt

Zum Bild des Monats

So farbig und vielfältig wie das Festival selbst, so farbig und so vielfältig werden auch die Ausstellungen sein, die von sowjetischen Künstlern gestaltet wurden und die in Moskau allen Gästen aus nah und fern offenstehen. Werke der Malerei, Grafik und Plastik zeigen kraftvoll und überzeugend das Leben und die Arbeit der Sowjetmenschen und ihre Erfolge beim Aufbau des Kommunismus.
Auffallend dabei sind die unterschiedlichen Temperamente und Handschriften der Künstler aus allen Teilen der UdSSR, die verschiedenen nationalen Traditionen und Schulen, die Suche nach neuen und interessanten Ausdrucksformen, doch immer ist eine gemeinsame Grundhaltung sichtbar – sich aktiv an der Gestaltung der sozialistischen Wirklichkeit und an den Kämpfen der Zeit zu beteiligen. Kunstwerke zu Themen wie die Erhaltung des Friedens und die Verurteilung des Krieges, die Freundschaft zwischen den Völkern der Welt, das Glück eines sinnerfüllten Lebens, die Liebe und die Mütterlichkeit, die Schönheit der Natur werden viele Betrachter bewegen, nachdenklich und auch freudig stimmen.
Vor allem junge Künstler hatten für mehrere Wochen ihre Ateliers verlassen, um auf Baustellen und in Großbetrieben, an Wasserkraftwerken und in Kolchosen mitzuarbeiten und am Alltag der sowjetischen Werktätigen teilzuhaben. Das wurde für sie zu einem großen Erlebnis, und sie fanden dabei viele neue Themen.
Einige der Werke, die entstanden, sind zum Festival in Moskau das erste Mal zu sehen, anderen kann man dort wiederbegegnen. Künstlern aus allen Sowjetrepubliken – so auch aus der Kasachischen SSR (unser Bild des Monats), der RSFSR, aus Tadshikistan, Aserbaidshan, aus der Lettischen SSR (Bilder von ihnen sind auf dieser Seite zu sehen) – stellen sich einem großen Publikum aus vielen Ländern unserer Erde mit ihren Arbeiten vor, die so farbig und so vielfältig sind wie das Festival selbst.

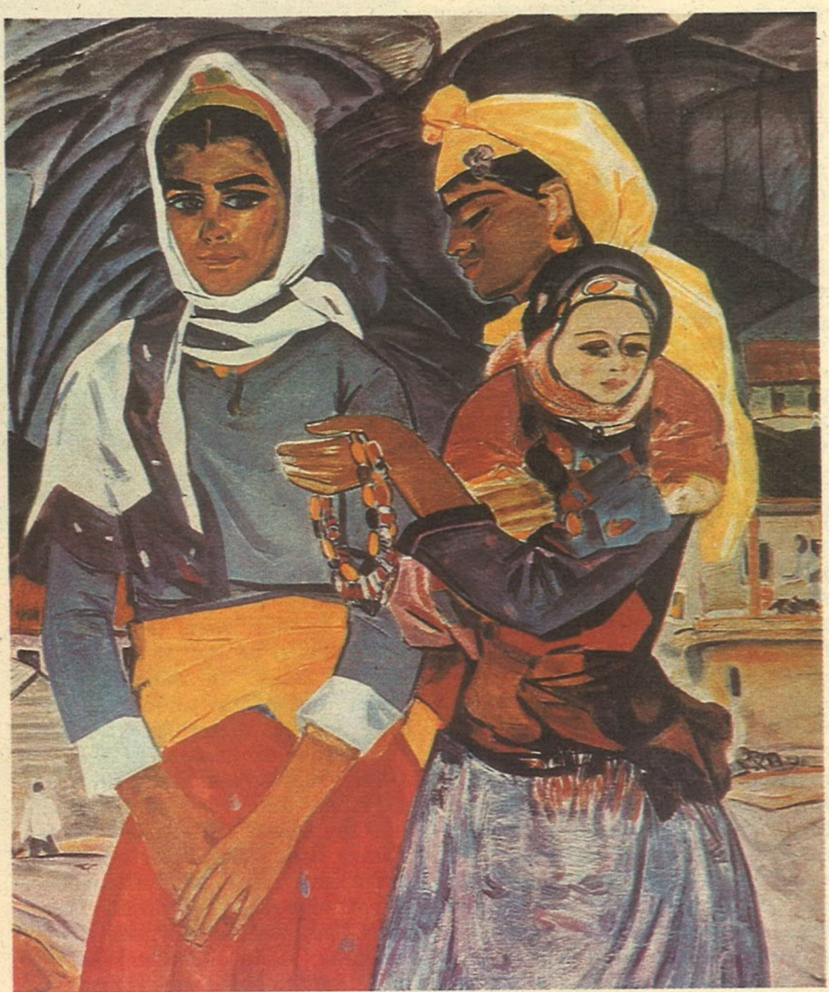
Andreas Andiel



A. J. Alexejew, „Porträt des Bauarbeiters an der BAM, Wassili Tusenko"



P. Ossowski, „Fischer vom Pskower See"



N. Abdurachmanow, „Junge Talyschinnen" (Ausschnitt)

Repros: Werner Popp

Wie aus wunderbaren Meerestieren

Die meisten von euch sind gewiß schon einmal an der Ostsee gewesen. Nun stellt euch vor: Ihr habt schwimmend gerade die Begrenzungsbojen erreicht, da taucht plötzlich, nicht weit von euch, für wenige Sekunden ein dunkler, wuchtiger Körper aus dem Wasser auf, stößt mit pfeifendem Geräusch eine Wasserwolke in die Luft und verschwindet wieder. Wenig später erlebt ihr, wie sich dieser Koloß drei Stockwerk hoch senkrecht aus dem Wasser erhebt und mit Getöse in die See zurückfällt. Ihr würdet erschreckt aus dem Wasser laufen und kaum sagen können, was ihr soeben gesehen habt. Vielleicht käme mancher auf die richtige Vermutung: das kann ein Wal gewesen sein! Eure Vorstellung von der Größe dieses Tieres würde aber bestimmt die Wirklichkeit weit übertreffen. So erging es jedenfalls den Hunderten Badelustigen an der Küste vor Rügen, als dort im August 1978 erstmalig ein ungefähr zehn Meter langer Buckelwal, der sich in die Ostsee verirrt hatte, auftauchte.

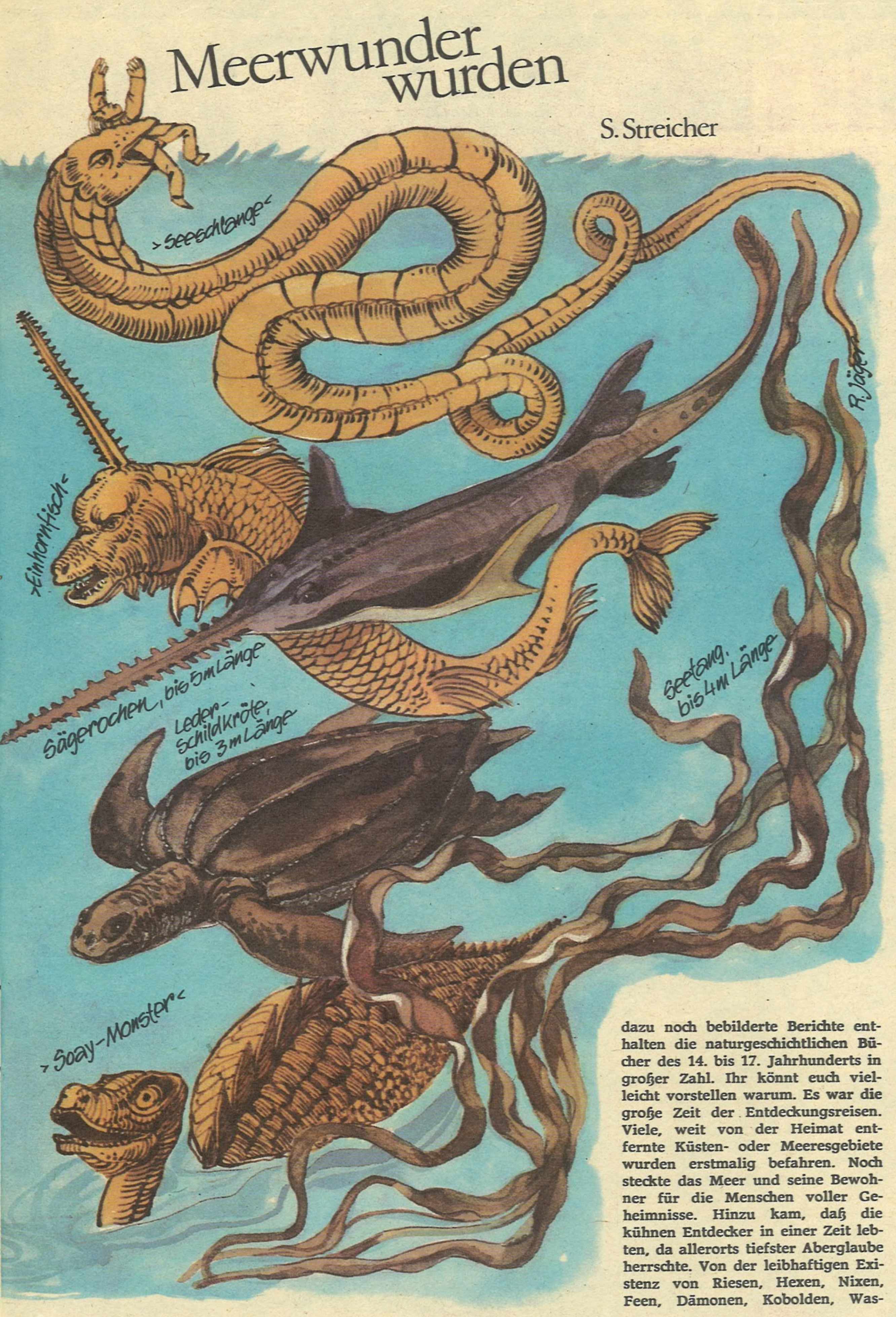
1965 ging Stralsunder Fischern ein eigenartiges, unheimlich anmutendes, pustendes und schnaufendes Tier in das Netz. Das war für sie ein völlig rätselhaftes Wesen. Vier, sechs, neun, ja zwölf Meter lang schätzten sie das ihnen unbekannte Tier. Es war eine Lederschildkröte! Und was glaubt ihr, wie lang sie wirklich war? Zwei Meter zehn! Woher sollten die Fischer aber auch diese in tropischen Gewässern beheimatete Schildkröte kennen? Außerdem erscheinen die Tiere in der bewegten See, von denen doch immer nur ein Teil kurz sichtbar ist, meist viel größer als es der Wirklichkeit entspricht.

Wie müssen da Begegnungen mit großen, unbekannten Tieren erst auf die Menschen vor einigen hundert Jahren gewirkt haben? Ihre Kenntnisse über die Lebewesen des Meeres waren für uns heute unvorstellbar gering. Selbst von Tieren, wie dem im Mittelalter stark gejagten Walroß, dessen elfenbeinene Hauer in Mitteleuropa zu wertvollem Schmuck verarbeitet wurden, hatte man ganz falsche Ansichten. Die aufgefundenen langen „Stoßzähne" des im Meer beheimateten Narwals dichtete man dem in Sagen und Märchen erwähnten gefährlichen Einhorn an – einem Fabelwesen. Ferner glaubte man, daß die aus Übersee mitgebrachten rammbockähnlichen Hörner der Nashörner manche Meeresungeheuer tragen, um damit die Schiffe zu rammen und zu versenken. Vor allem waren es die Riesen des Meeres, die Wale, von denen schreckliche und maßlos übertriebene Geschichten selbst in wissenschaftlichen Werken des Mittelalters beschrieben wurden. Wir wissen heute, daß zu ihnen die größten Tiere unserer Erde gehören und der Blauwal an die 30 Meter lang werden kann. In damaligen Büchern werden sie jedoch bis mehrere hundert Meter lang beschrieben. Einige seien sogar so groß wie Inseln, daß Schiffe schon öfter aus Versehen dort vor Anker gingen, die Besatzung die „Insel" betrat, darauf zum Aufwärmen ein Feuer entzündete, das Meeresungeheuer davon erwachte und wütend Schiff samt Besatzung in die Tiefe zog. Ähnliche, stark übertriebene und reich mit Phantasie ausgeschmückte,



Meerwunder wurden

S. Streicher



dazu noch bebilderte Berichte enthalten die naturgeschichtlichen Bücher des 14. bis 17. Jahrhunderts in großer Zahl. Ihr könnt euch vielleicht vorstellen warum. Es war die große Zeit der Entdeckungsreisen. Viele, weit von der Heimat entfernte Küsten- oder Meeresgebiete wurden erstmalig befahren. Noch steckte das Meer und seine Bewohner für die Menschen voller Geheimnisse. Hinzu kam, daß die kühnen Entdecker in einer Zeit lebten, da allerorts tiefster Aberglaube herrschte. Von der leibhaftigen Existenz von Riesen, Hexen, Nixen, Feen, Dämonen, Kobolden, Wassergeistern und sonstigen ungeheuerlichen Wesen waren selbst viele Gelehrte überzeugt. Und die schrecklichsten und absonderlichsten Ungeheuer vermutete man im Meer.

Dieser tiefe Aberglaube und die geringe Kenntnis über die Lebewesen des Meeres, das versteht ihr bestimmt, beflügelten oftmals die Phantasie der Seefahrer, wenn sie ungewöhnlich erscheinende Tiere beobachteten. Gelangten ihre Berichte noch dazu erst über viele Stationen von Mund zu Mund nach Europa, war inzwischen aus dem zwanzig Meter langen Wal wahrscheinlich ein zehnmal so großes, phantastisch geformtes Ungeheuer geworden.

Diesen Ungeheuern wurden jedoch nicht nur unvorstellbare Ausmaße und absonderliche Gestalt, sondern zugleich wundersame Kräfte zugesprochen. Sie waren, entsprechend der Vorstellungswelt des Mittelalters, die Beweise für göttliche Wunder. Es waren Zeichen Gottes – ihr Erscheinen mußte demnach eine Bedeutung für die Menschen haben. Heute schmunzeln wir selbstverständlich darüber, daß man dem 1545 bei Greifswald gestrandeten Schwertwal die „Schuld" gab, daß im folgenden Jahr Martin Luther starb, in Nürnberg die Pest ausbrach und weitere schreckliche Ereignisse geschahen.

Verbreitet war auch die Ansicht, daß alle Lebewesen des Landes in etwas veränderter Form auch das Meer bewohnen. Deshalb gab es nach der damaligen Meinung Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, Esel, Wölfe, Drachen, Affen – eben alle Landtiere auch im Wasser.

Warum sollte das nicht auch auf den Menschen zutreffen, also auch Fischmenschen geben? Und da man an den Teufel glaubte, mußte es auch den Meerteufel geben. Besonders die mitgebrachten Tiermumien und verstümmelten angespülten Tierleichen wurden als solche Wunderwesen gedeutet und mit glaubhaft erscheinenden Geschichten umsponnen.

Es entsprach also der Vorstellungswelt und der Kenntnis jener Zeit, daß viele unbekannte Tiere der Ozeane als Meerwunder oder Meeresungeheuer betrachtet und ihnen übernatürliche Bedeutung beigemessen wurde. Belächelt darum diese Ansichten nicht. Bedenkt, daß die richtige Erforschung der Tiefen des Meeres erst vor einhundert Jahren begann. Heute können wir bis zu den tiefsten Stellen der Ozeane hinabtauchen. Was wir dabei zu sehen bekommen ist wundervoll – nur die Meerwunder oder Meeresungeheuer, das ist wohl klar, werden wir nie erblicken!

Zeichnung: Roland Jäger

ALLEIN MIT DER BOMBE

I. Teil

In den Reihen unserer Volkspolizei leisteten und leisten bewährte Kämpfer der Partei der Arbeiterklasse selbstlos, bescheiden und aufopferungsvoll ihren Dienst zum Schutz des Werdens und Wachsens unserer Republik. Einen Genossen wollen wir euch anläßlich des 40. Geburtstages der Deutschen Volkspolizei vorstellen. Wir gratulieren Major Werner Franke und allen Volkspolizisten und sagen Dankeschön.







Es ist Frühling. Der Major der Volkspolizei, Werner Franke, macht sich fertig zum Dienst. Ursula, seine Frau, ist schon losgegangen. Er schließt die Wohnungstür. Auf dem Weg zu seiner Dienststelle sieht er die Kinder, die mit ihren Mappen und Taschen in Richtung Schule marschieren. Einige tragen schon Kniestrümpfe. Major Franke lächelt. So sind nun mal die Kinder. Denken beim ersten Sonnenschein zuerst an kurze Hosen und Miniröckchen. Warum auch nicht? Schließlich freut er sich selbst über die ersten Frühlingsboten. Drei Söhnen hat er das Laufen gelehrt, und sie haben ihn schon zum Opa gemacht. Sind alle etwas geworden, haben einen Beruf, der ihnen Spaß macht und selbst Familien gegründet. Major Franke liebt seine große Familie, und er liebt auch die vielen kleinen Feste, die oft zu feiern sind. Heute hat sein Enkel Geburtstag, zwei Jahre wird er.

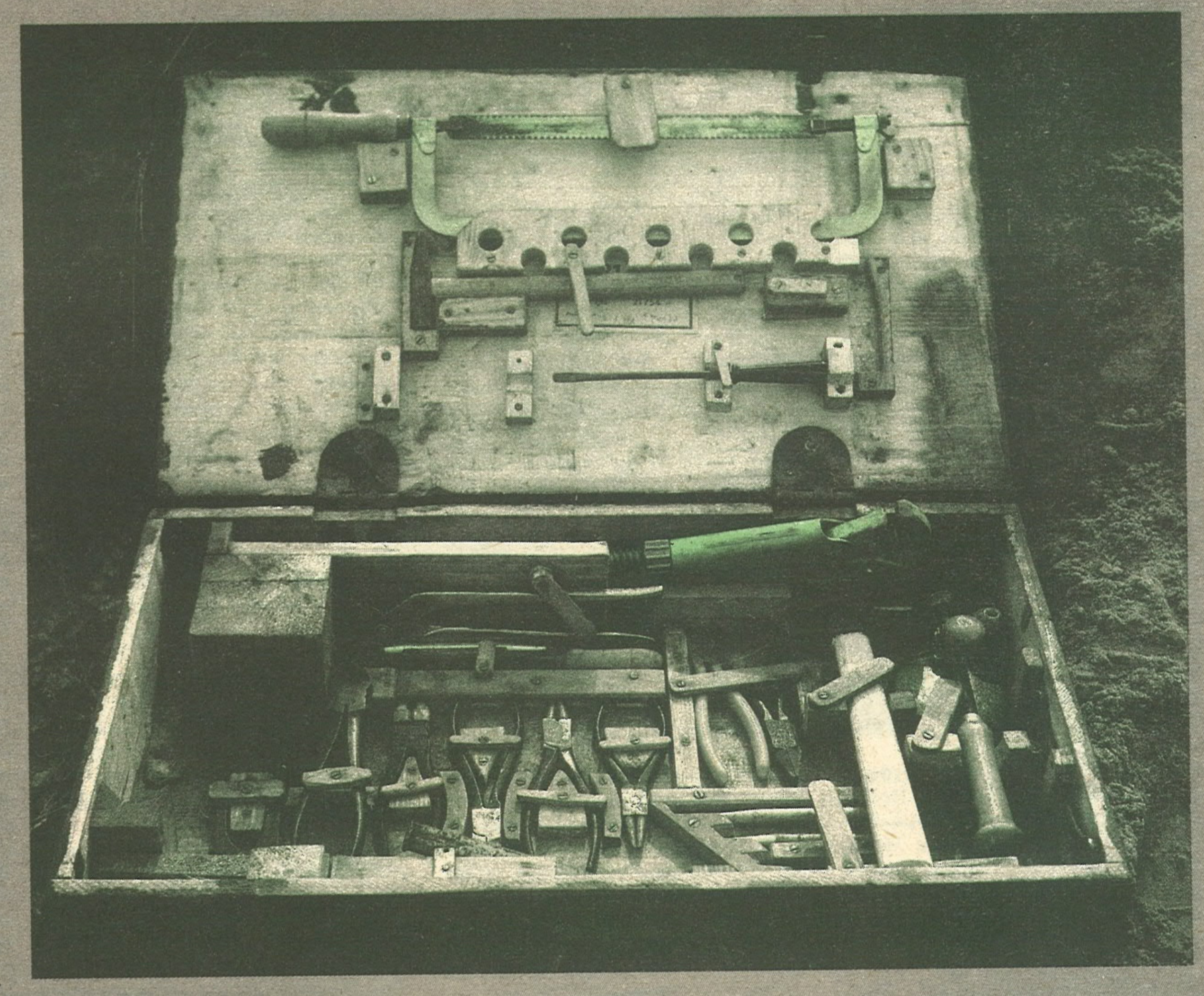
Nun hat er die Dienststelle erreicht. Sie liegt mitten im Zentrum Potsdams, im VPKA, dem Volkspolizeikreisamt. Er ist Leiter einer Abteilung, der Chef sozusagen. Doch einen Unterschied zu anderen Dienststellen der VP gibt es. In seiner Abteilung arbeiten ansonsten nur Zivilangestellte. Major Franke ist der Leiter des MBD, des Munitionsbergungsdienstes, der DVP, Potsdam.

Zuerst werden die in der Nacht eingegangenen Fernschreiben nach Dringlichkeit sortiert. Nach einer kurzen Beratung mit seinen Männern trifft Genosse Franke seine Entscheidungen. Am späten Vormittag klingelt einmal mehr das Telefon. Major Franke nimmt ab. Er greift zum Schreibblock ... „Wo genau ist das? Gut, ich werde selbst einmal vorbeischauen." Major Franke legt auf.

Forstarbeiter haben beim Roden einen Gegenstand gefunden, der ihnen nicht ganz geheuer vorkommt. Es sieht aus wie eine Bombe, haben sie gesagt. Genau wissen sie es nicht. Major Franke ruft seinen Kraftfahrer. „Wir müssen noch einmal los." Dann greift er zum Telefon. „Ursula, es könnte heute später werden. Ich muß noch einmal raus." Seine Frau wußte anfangs nichts von seiner Arbeit, aber jetzt weiß sie, was diese Anrufe bedeuten, denn seit 32 Jahren sind sie verheiratet. „Sei vorsichtig", sagt sie wie immer.

Der B 1000 fährt los. Major Franke hat die Kombi übergezogen. Neben ihm steht der Werkzeugkasten. Ganz normale Dinge liegen drin, solche, wie sie in fast jedem Haushalt zu finden sind. Schraubenzieher, Zangen, Seitenschneider, Öl und rostlösende Mittel. Nichts Außergewöhnliches, nichts Besonderes. Sie sind am Ziel. Ein Rechteck ist gekennzeichnet und dafür gesorgt, daß keine Spaziergänger in die Nähe des Fundortes kommen. Major Franke steigt aus. Ein mit Lehm und Sand beschmierter Stahlzylinder ragt einige Zentimeter aus der Erde. Sein geübter Blick bringt Gewißheit. „Eine englische Fliegerbombe!"

Major Franke holt die schwere Werkzeugkiste. Nun ist er allein mit der Bombe und dem Funksprechgerät. Angst kennt er nicht. Jeder Nerv seines Körpers ist angespannt. Vorsicht und viel Fingerspitzengefühl ist jetzt erforderlich. Routine darf sich nicht einschleichen, obwohl es seine 789. Bombe ist. Mit der Hand, ohne Hast, macht er den Zünder sauber. Das Gewinde scheint nicht beschädigt zu sein. Natürlich sitzt es sehr fest nach vierzig Jahren. Aber an Gefährlichkeit hat die Mordwaffe nichts verloren. Wahrscheinlich explodierte sie damals nicht, weil der Zünder versagte. Aber der Mechanismus ist mit Sicherheit noch in Ordnung. Der verrottet nicht! Major Franke nimmt einen Pinsel und bestreicht den Zünder mit Ferroform, einem rostlösenden Mittel. Nun muß er einige Minuten warten. Er setzt sich auf den trockenen Waldboden. Vieles geht ihm durch den Kopf. Noch vierzig Jahre nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus, noch vierzig Jahre nach Kriegsende wird Munition aus dem zweiten Weltkrieg gefunden. Blindgänger, auch Munition aller Art, die faschistische Truppen auf der Flucht eingruben oder einfach wegwarfen. Die Funde werden nicht weniger. Mehr als 3000 waren es im vergangenen Jahr allein in seinem Einsatzgebiet. Und dazu gehören die Bezirke Potsdam, Cottbus und Frankfurt (Oder). Leider gibt es immer noch Menschen, die die Gefährlichkeit der Fundmunition unterschätzen. Jede Patrone, jedes Geschoß kann den Tod bringen. Er muß an zwei Jugendliche denken, die Panzerbrandmunition aufsägen wollten. Einer lebt nicht mehr, der andere ist schwer verletzt worden. Major Franke war damals am Unfallort als Sachverständiger. Dieses Bild wird er nicht los. Die Wucht der Explosion hatte die Schuppentür aus den Angeln gerissen, selbst der Schraubstock war deformiert. Er ist seit 36 Jahren Volkspolizist und fast ebenso lange beim Munitionsbergungsdienst. Und er weiß, daß Leichtsinn lebensgefährlich ist. Einige wollen das einfach nicht begreifen. Major Franke hat nur eine Bitte an jeden: Hände weg von Fundmunition! Nicht umsonst besucht er jährlich Lehrgänge, hat er eine lange und schwere Ausbildung hinter sich, finden wöchentlich Fachschulungen statt und mußte er viele Prüfungen ablegen.



Major Franke nimmt die große Rohrzange zur Hand. Vorsichtig setzt er sie am Zünder an. Seine ganze Kraft muß er aufbieten. Ein kurzer Ruck, das Gewinde gibt nach. Er atmet tief durch. Glück gehabt, der Zünder lockert sich. Aber noch ist Vorsicht geboten. Langsam dreht er weiter, gleichmäßig, mit viel Gefühl. Dann ist es geschafft. Der Zünder ist raus, die Bombe entschärft. Er atmet auf. Nun kann nichts mehr passieren. Major Franke betrachtet den Zünder genau. Der Schlagbolzen ist doch beweglich geblieben. Nicht auszudenken . . .

Major Franke nimmt das Funksprechgerät. „Sie können die Absperrung aufheben, geschafft. Schicken Sie bitte den B 1000 her." Wenige Minuten später brummt der Wagen heran. Inzwischen hat der Sprengmeister die Bombe ganz ausgegraben. Sie wird auf das Fahrzeug verladen. Zwei Mitarbeiter des Munitionsbergungsdienstes gehen mit einem Suchgerät die Umgebung der Fundstelle ab, denn oftmals findet sich noch weitere Munition. Das Gerät ist sehr empfindlich und spürt Metall bis in eine Tiefe von fünf Metern auf. Hier finden sie jedoch nur Bombensplitter, große und kleine, ungefährlich zwar, aber mit scharfen Kanten.

Der Einsatz hat rund zwei Stunden gedauert. Major Franke und seine Kollegen fahren in Richtung Sprengplatz, die Bombe liegt quer, gegen Verrutschen gesichert, im Auto.

Fortsetzung folgt



Fotos: Werner Popp

Genossen Major Werner Franke beobachteten bei seiner Arbeit: Frank Frenzel, Walter Stohr

Der erste Wagen

Niemand wird sich an seine ersten Lebensmonate erinnern. Nur von Fotos ist bekannt, wie der eigene Kinderwagen ausgesehen hat. Aber wie sah der Wagen deines Ur-Ur-Opas aus? Wir wollen deshalb ein bißchen durch die Geschichte dieses wichtigen Gefährts rollen.

Der Kinderwagen wurde erst Ende des vorigen Jahrhunderts zum Begriff, einige Vorläufer hatte er im 17. und 18. Jahrhundert. In den mittelalterlichen Städten gab es keine Bürgersteige und vielfach nur unbefestigte Straßen. Man kannte weder Kinderkrippen, Polikliniken, Mütterberatungen, Säuglingsfürsorge noch Spielplätze und Buddelkästen. Mußte die Mutter einmal fort, dann war immer jemand von der großen Familie im Haus, der das Kleine betreute, ansonsten wurde es eben getragen.

Auf dem Lande dagegen forderte der vom Frühjahr bis zum Herbst reichende Kreislauf des Säens, Hegens und Erntens oft jede Hand, und die ganze Familie zog hinaus aufs Feld. Die Lütten mußten also mit ... Vermutlich hierbei entstand der Brauch, die kleinen Kinder im Handwagen mitzunehmen – die Vorläufer unseres Kinderwagens sehen dementsprechend aus.

Die ersten Kinderchaisen, wie man sie später auch nannte, waren also Handwagen und Kutschen nachgebaut, an Fürstenhöfen ließ man diese teilweise schon luxuriösen Karossen oft von Hunden oder Ponys ziehen.

Mit der Zeit entstand dann eine gewisse Nachfrage, und Handwerker begannen Kinderwagen zu bauen. Eines der ältesten überlieferten Modelle ist ein dreirädriger Schiebwagen mit Weidenkorb.

Mitte des 19. Jahrhunderts beginnen dann in Zeitz der Stellmacher Naether und der Schlosser Degelow mit dem Bau von Kinderwagen, was bald in fabrikmäßige Produktionen ausgeweitet wird.

Die kleine Stadt in Sachsen-Anhalt wird zum Zentrum der deutschen Kinderwagenindustrie, die sich stürmisch entwickelt: 1875 wurden in Zeitz etwa 125 000 Kinderwagen für die kleinen Erdenbürger gefertigt, wobei man ständig an Verbesserungen knobelte.

Der Kinderwagen wird nun zum Gebrauchsgegenstand. Neben Luxuskarossen für Nachkömmlinge wohlhabender Leute werden in großen Stückzahlen einfache, solide, billige Modelle produziert. Doch auch die bisher zweckmäßig ausgestatteten Wagen erhalten bald vielerlei Zutaten: Verzierungen, Gardinen, Rüschen, Fußbremsen, Klappverdecke, Sitzpolster mit Töpfchenfach, vor allem Federung und Räder werden ständig verbessert, und man nutzt verschiedene Ausstattungsmaterialien wie Stoffe, Leder, Wachstuch und bietet unterschiedliche Farbgestaltungen an.

Frau Mode redet also hinein, was sich bis heute nicht geändert hat – denkt man an die Jeansstoffbezogenen oder die Cordwagen. Auch das gute, alte teuere Korbgeflecht kommt wieder zu Ehren, obwohl es gar nicht einmal so praktisch ist.

Anfang unseres Jahrhunderts fordert der Massenbedarf neue Werkstoffe. Um 1910 wird in Zeitz gepreßte und lackierte Pappe eingeführt. Große Stückzahlen von Wagenteilen lassen sich nun herstellen.

Gab es bisher kaum Darstellungen von Kinderwagen von bildenden Künstlern, überlieferte nun ein Maler der Nachwelt zahlreiche Zeichnungen, die fast dokumentarisch die Vielseitigkeit der Kinderwagen, vor allem bei den einfachen Leuten, zeigen: Heinrich Zille. Er schilderte liebevoll, daß eine „Ehestandslokomotive", wie man zu jener Zeit den Kinderwagen auch nannte, oft das wertvollste Stück für die armen Familien war, weil man damit nicht nur die Gören fahren und Tag und Nacht bewahren, sondern auch Brennholz hamstern, Kohlen holen und umziehen konnte, oft genug das Kleine zum Friedhof bringen mußte.



In den zwanziger und dreißiger Jahren wird dann das Automobil immer mehr zum Vorbild: Stoßstangen, Kotflügel, Hupe, Windschutzscheibe, Rückstrahler, Ballongummireifen werden angebaut; schließlich gibt es die rollende Wanne, kastenartige Gebilde verbergen die Kleinen, die Räder schrumpfen, so daß die Unterseite fast den Boden berührt.

um 1708

um 1791

um 1885

um 1870

um 1880

um 1942

um 1880

um 1980

F 85

Der zweite Weltkrieg mit seiner wahnsinnigen Rüstung und dem Verschleiß von Menschen und Materialien wirkt sich auch auf den Zeitzer Kinderwagenbau aus. Es gibt nur noch ein Einheitsmodell aus Preßpappe, Holzrahmen und Blechscheibenrädern. 1943 wird die Kinderwagenproduktion zugunsten von Munitionskisten und ähnlichem ganz eingestellt.
Doch bald nach der Befreiung vom Faschismus fordert die sowjetische Militäradministration von den demokratischen Verwaltungsorganen, neue Kinderwagen zu bauen. Mädchen und Jungen werden geboren und brauchen auch zwischen Trümmern Geborgenheit. Erste Wagen werden zunehmend von den Familien wieder gesucht und dank des Fleißes der Zeitzer gefunden. Aus geflochtenem Papierstrick und Pappstreifen entstehen Kastenwagen, die haltbar sind und auch beim Umzug, Kartoffelstoppeln, Kohlen- und Brennholzsammeln gute Dienste tun. Auch mancher Schieber macht sich das praktische, unauffällige Gefährt zunutze, doch bald landen immer mehr Nichtsnutze damit in der Sackgasse.
Noch einmal macht der Kinderwagen eine interessante Entwicklung durch. Anfang der fünfziger Jahre ahmt man mit limousinenartigen Gebilden die Autobauer wieder nach, strebt dann aber auch internationalen Trends folgend vom Niederen zum Höheren und baut hohe, großrädrige Wagen, wie wir sie heute noch haben und schätzen. Viele Verbesserungen gab es seither. Die Wagen sind leicht, bequem, modern, komfortabel, vielseitig verwendbar und vor allem sicher. Der Kinderwagen ist heute ein Gebrauchsfahrzeug, auch Ausdruck der Sorge um das Wohlergehen der Jüngsten!
Im VEB Kombinat Kinderfahrzeuge Zekiwa Zeitz, dem größten Kinderwagenhersteller in Europa, liebt man den Nachwuchs und leistet deshalb gute Arbeit; weit über 20 Millionen Kinderwagen, die seit 1950 in unser Land und in alle Welt geliefert wurden, beweisen das!
Dein erster Wagen war sicher auch dabei. Wart ihr zufrieden, du und deine Eltern? Und überleg einmal: Kannst du dich an deinen Kinderwagen erinnern?
Das Museum Schloß Moritzburg in Zeitz mit seiner ständigen Ausstellung über Vergangenheit und Gegenwart des Kinderwagens ist dienstags bis sonntags von 10.00 bis 17.00 Uhr geöffnet.

Text: Klaus Fischer
Foto: Repro/JW
Zeichnungen: Jürgen Schumacher









Praktisch und sehr pflegeleicht sind diese schnittigen Sommerfrisuren für heiße Tage. Ob nun Scherennaßschnitt mit kurzem oder längerem Deckhaar, ob seitlich betont oder fransig ins Gesicht frisiert – mit diesen Frisuren liegt ihr auf der richtigen Modewelle. Dafür verbürgen sich Frau Vietze, Leiterin des Entwicklungskollektivs für modische Frisuren, und ihre Kolleginnen.

Wir warten auf euren Tip und fragen:
Welche Frisur gefällt dir am besten und warum?
Von wem läßt du dich stets frisieren?
In welchem Frisiersalon bist du gut beraten und frisiert worden?



Schreibt bis zum 30. August 1985 an Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Sommerwelle.

Zu gewinnen sind: Frisiergarnituren und viele „Frösi"-Souvenirs.



Frisiertips:

Ganz leicht lassen sich diese Schnittfrisuren nach einem Badetag wieder in die richtige Fasson bringen. Mit einer offenen Plastbürste wird das Haar in die gewünschte Form gezogen und trockengefönt. Etwas Rasiergel (von Privileg) hebt lustige Strähnen im Pony hervor. Ein Nachschneiden der Frisur empfiehlt sich nach fünf bis sechs Wochen.

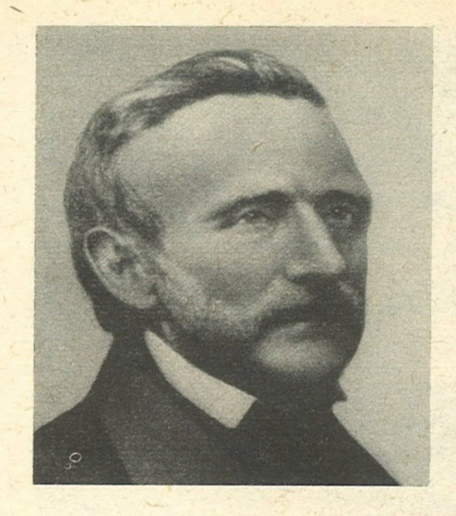
Modisches Beiwerk

Zu diesen Schnittfrisuren sehen modische Stirnbänder recht pfiffig aus. Ihr könnt sie aus feinem Garn häkeln, stricken oder als Kordel drehen.

Wir bedanken uns bei den FRÖSI-Frisuren-Entwicklerinnen Karin Vietze, Simone Kluck und Birgit Kunsch und bei Margrit, Simone, Antje, Bianca, Julia, Roland und Sören für's Stillhalten!



Texte: Renate Bredereck
Fotos: Werner Popp





Attentat auf die „SAXONIA"

Welch eine Aufregung! Drei girlandengeschmückte Eisenbahnzüge standen auf dem Leipziger Bahnhof zu Dresden. Man schrieb den 8. April 1839. Die erste deutsche Fernbahnstrecke Leipzig–Dresden sollte feierlich eingeweiht werden. Der sächsische König nahm im ersten Zug Platz. Kurz nach 9.00 Uhr schnaufte die Lokomotive los. Am Elbufer schoß eine Abteilung Artillerie Salut. In Scharen eilten staunende Menschen herbei. Die meisten von ihnen hatten noch niemals eine Dampfmaschine, geschweige denn eine auf Rädern und Schienen gesehen.
England mit seinen guten Industrien baute schon seit 15 Jahren Eisenbahnen. Dort hatte die Lokomotive „Rocket" (Rakete) 1829 bei einer Wettfahrt die unerhörte Geschwindigkeit von 56 Stundenkilometern erreicht. Und 1835 – vor 150 Jahren – fuhr die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth auf einer Strecke von knapp 6,5 Kilometern. Gezogen jedoch wurde der Zug von der aus England herbeigeschafften Lokomotive „Der Adler".

Mit Frack und Zylinder

Die Menschen wünschten, schneller und bequemer als mit Postkutschen zu reisen. Zugleich hatten sie Angst vor dem unbekannten Tempo. Fahrgäste befürchteten Schwindelanfälle. Bauern glaubten, daß ihr Vieh auf der Weide durch den entstehenden Luftstoß getötet werde. Hohe Holzwände entlang der Strekken wurden gefordert. Auch die drei Triumphzüge nach Leipzig hatten englische Lokomotiven vorgespannt. Doch an der 115 Kilometer langen Strecke warteten die Menschen auf eine besondere Sensation: Unmittelbar hinter den Festreisenden folgte eine einzelne Lokomotive. Sie hieß „Saxonia" und war die erste komplett in Deutschland und nur mit deutschem Material und von deutschen Arbeitern gebaute Lok. Gefahren wurde sie von dem in Frack und Zylinder gekleideten Professor Schubert, der die Maschine konstruiert und in seiner Übigauer Fabrik hergestellt hatte.

Der Lokomotivprofessor

Professor Johann Andreas Schubert wurde elf Tage nach dieser denkwürdigen Reise 31 Jahre alt und hatte schon 1837 und 1838 zum Jubel der Dresdner die ersten drei Dampfschiffe für die Elbe gebaut. Nun nannten ihn die Leute ehrfurchtsvoll „Dampfschiff- und Lokomotivprofessor".
Die Eisenbahndirektoren aber schworen auf englische Lokomotiven. Trotz gelungener Probefahrten durfte daher die „Saxonia" keinen der Festzüge ziehen, sondern mußte ihnen mit gebremster Kraft folgen. Aber der Professor wagte es, selbst auf dieser langen Strecke mit den hochgelobten englischen Maschinen zu konkurrieren. Während er nach drei Stunden pünktlich und ohne Zwischenfall in Leipzig eintraf, war die Lokomotive des zweiten Zuges unterwegs leck geworden, so daß erst die gleichfalls englische „Komet" als Ersatz aus Dresden herangeholt werden mußte. Sogar die Lokführer hatte man damals extra aus England kommen lassen.

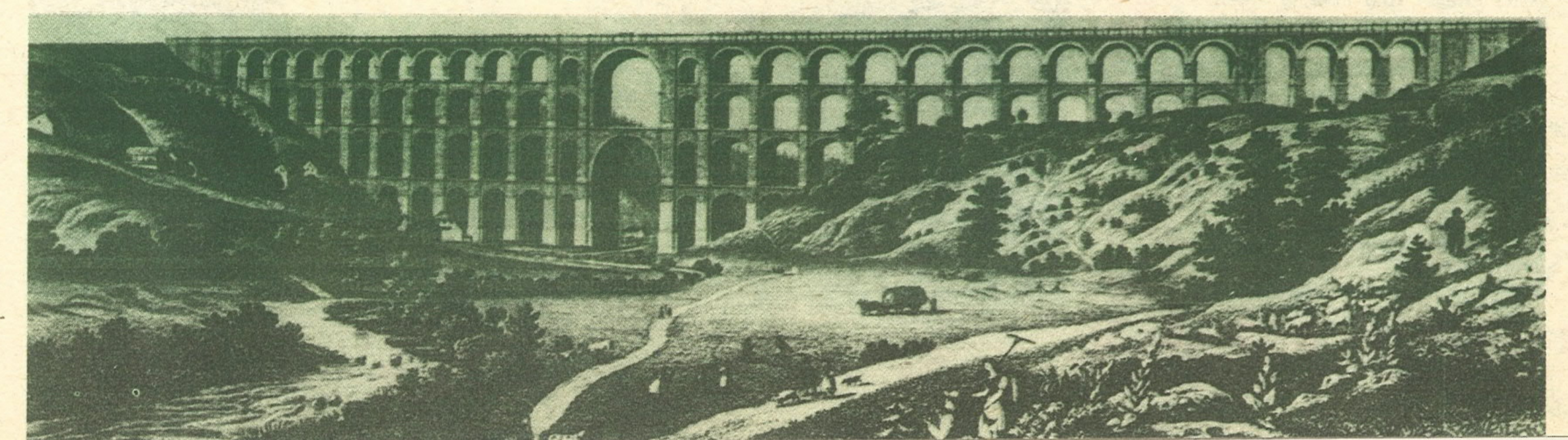
Die Entgleisung von Priestewitz

Während der Rückfahrt am Nachmittag geschah es dann. Auf Betreiben des englischen Lokführers Robsen mußte Professor Schubert in Leipzig mehrere Stunden auf Koks warten. Dann standen unterwegs auf geheimnisvolle Weise für die verspätete „Saxonia" Schranken und Signale verkehrt. Auf dem kleinen Bahnhof Priestewitz endlich hatten Saboteure eine Weiche verkehrt gestellt. Die „Saxonia" prallte in voller Fahrt auf eine unter Dampf stehende englische Lokomotive, die dabei zu Bruch ging. Die „Saxonia" entgleiste, nahm aber glücklicherweise wie der Professor und sein Heizer Schneider fast keinen Schaden.
Immerhin tat die erste deutsche Lok bis zu ihrer Verschrottung 18 Jahre als Einsatz- und Reservemaschine Dienst. Ein Jahr nach dem Priestewitzer Vorfall schickte Professor Schubert seine verbesserte und stärkere „Phönix" auf den Schienenweg nach Leipzig.

Weltwunder über der Göltzsch

Noch einmal machte der Lokomotivprofessor von sich reden – als Chefkonstrukteur der größten Ziegelstein-Eisenbahnbrücke der Welt. Zwischen den Vogtlandstädten Reichenbach und Netzschkau wird das Göltzschtal von einem gleichnamigen Viadukt überspannt, vier Etagen (78 Meter) hoch, 574 Meter lang und aus mehr als 26 Millionen Ziegeln gemauert. Auch hier mußte Professor Schubert erleben, wie sein Wunderwerk am 15. Juli 1851 von einem Eröffnungszug eingeweiht wurde, auf dessen englischer Lokomotive englisches Personal saß.

Text und Repros: Rolf Pfeiffer



Olaf schreibt ab

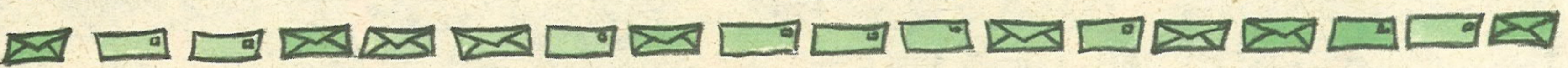
HANS-JOACHIM RIEGENRING

Als wir bei Olaf klingelten, öffnete seine große Schwester. „Olaf hat keine Zeit", sagte sie und wollte die Tür wieder zumachen.
„Er wollte doch aber mit zum Baden kommen", sagte Marlies. „Ist ja möglich", meinte Olafs Schwester so schnippisch, wie nur große Schwestern sein können, „jedenfalls hockt er in seiner Bude und schreibt. Ist wichtig, hat er gesagt. Tschüß denn!" Bums, war die Tür zu.
„Hatte was Eiliges zu erledigen", erklärte er uns am nächsten Tag, „tut mir leid. Wäre gern mitgekommen."
Im Unterricht saß er still da und starrte vor sich hin und meldete sich überhaupt nicht.
„Eh, was ist los mit dir?" fragte ihn Ina, „bist du krank?" „Quatsch", winkte Olaf ab, „ist alles in Ordnung."
„Kommst du heute mit zur Disko?" Heidi wußte, einer Disko konnte Olaf nicht widerstehen.
„Mal sehen, ob ich's schaffe", antwortete er.
Am Nachmittag öffnete uns wieder Olafs Schwester.
„Schreibt er wieder?"
„Genau."
„Was schreibt er denn?"
„Briefe!" Sie sagte das so, als wäre Briefeschreiben etwas besonders Dummes.
„Briefe?" staunte Heini.
„Sagte ich", sagte Olafs Schwester. Sie tippte sich an die Stirn.
„Einen Brief nach dem anderen! Noch 'ne Frage? Danke. Tschüß." Bums. Tür zu.
Wir sahen uns an.
„Wieso schreibt der Briefe? Briefe schreibt man doch höchstens mal in den Ferien."
„Vielleicht schreibt er Liebesbriefe", flüsterte Gitte und wurde rot.
„Dahinter steckt irgendein Geheimnis", sagte Karlchen. Er hatte recht – wie immer.
„Na, mußt du heute wieder Briefe schreiben?" fragte Marlies Olaf am nächsten Tag.
Olaf zuckte zusammen. „Wieso? Was meinst du? Wie kommst du darauf? Ach, natürlich, meine Schwester, die dumme Gans."
„Briefeschreiben ist doch nichts Schlechtes", beruhigte ihn Karlchen.
„Ich brauche ein neues Fahrrad", sagte Olaf, „und ein Luftgewehr hätte ich auch gern. Und ich möchte keinen Unfall haben und mein Taschengeld nicht verlieren und außerdem geht euch das gar nichts an, und ich darf auch gar nicht darüber reden."
„Mal ganz langsam", begann Heini, „willst du damit sagen, du bekommst durch das Briefeschreiben ein Fahrrad?" Er schlug sich an die Stirn. „Mann, jetzt begreife ich. Du schreibst an eine Oma oder Tante, die dir eins schenken wollen?"
„Ihr seid blöd", rief Olaf ärgerlich, „das sind Glücksbriefe, da kann ich eine große Erbschaft machen oder im Lotto gewinnen, und wenn ich nicht schreibe, habe ich nur noch Pech."
Er holte einen zerknitterten Brief aus der Hosentasche. „Dachte ich mir", Karlchen hielt den Brief mit zwei Fingern von sich weg, wie etwas Ekliges, „ein Kettenbrief!"
„Ein was Brief?" fragte Heini.
„Ein Kettenbrief. Wer den bekommt –"
„... der muß ihn zwanzigmal abschreiben und weiterschicken, damit die Kette nicht unterbrochen wird, sonst hast du Unglück", erklärte Olaf.



Mario nahm das zerknitterte Papier in die Hand. „Und daran glaubst du? Haut mich ja um."
„Aber da steht drin", verteidigte sich Olaf, „daß ein Mann, der den Brief abgeschrieben und weitergeschickt hat, eine Riesenerbschaft gemacht hat und einer, der den Brief weggeworfen hat, wurde von einem Krokodil gebissen."
„Also, ich könnte tausend Briefe schreiben", sagte Marlies, „ich wüßte nicht, von wem ich was erben sollte."
Mario beguckte sich den Brief genauer. „Hier steht, daß der Brief seit vielen Jahren um die Welt geht. Nehmen wir an, seit 50 Jahren und jeder, der ihn kriegt, schickt ihn an zwanzig andere. Da müßten längst alle Menschen einen bekommen haben. Wem wolltest du also noch schreiben?"
„Na, an euch", gestand Olaf kleinlaut, „an zwanzig aus unserer Klasse."
„Und die zwanzig hätten – wenn sie geschrieben hätten – wieder zwanzig aus unserer Klasse ausgesucht, einer davon wäre wieder bei dir gelandet. Genau genommen ist das so, als hättest du schon geschrieben. Klar?"
„Hast ja recht", gab Olaf zu. „Bloß warum verschickt jemand solche Briefe?"
„Meine Eltern haben auch schon einmal einen bekommen", fiel Margit ein. „Vati sagte, da wird mit der Dummheit der Menschen spekuliert, die noch glauben, ihre Wünsche würden durch ein Wunder in Erfüllung gehen."
„Na, wenn dein Vater das schon genau erklärt hat, brauche ich es ja nicht mehr zu tun." Karlchen war ein bißchen eingeschnappt.
In der Stunde war Olaf wieder voll da, nur, als unser Deutschlehrer sagte: „Also, zu morgen schreibt ihr das Gedicht auf Seite 28 ab" – fragte er: „Zwanzigmal?"

Zeichnung: Christine Klemke



Vorspiegelung falscher Tatsachen?

Wie freut sich Ulrike, wenn sie einen Brief von ihrer Freundin aus dem Kinderferienlager erhält, und wie gespannt wartet Stefan auf Nachricht von seinem Brieffreund, den er vor drei Jahren in der Pionierrepublik kennenlernte. Selbstverständlich schreiben Ulrike und Stefan auch regelmäßig. Sie wissen, daß auch ihre Freunde auf Neuigkeiten gespannt sind. Wenn sie auf Reisen sind, teilen sie den Eltern gleich mit, daß sie gut angekommen sind und wie es ihnen gefällt. Auch der große Bruder von der Trasse und die Schwester aus dem Studienort schreiben, und diese Briefe sind immer besonders toll.
Was ist dagegen ein Brief oder eine Karte von einem wildfremden Menschen mit der Aufforderung, irgendeinen Text fünf, zehn oder noch mehr anderen Menschen zu übermitteln? Das ist keine persönliche interessante Mitteilung, sondern eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Bei solchen Briefen oder Karten, die oftmals den Vermerk „Schülerspiel" oder sogar „internationales Schülerspiel" tragen und auf denen vielleicht noch steht „amtlich genehmigt", handelt es sich schlicht und einfach um Betrug, der natürlich nicht genehmigt, sondern ausdrücklich verboten ist. Die Post bezeichnet solche Briefe und Karten als „Kettensendungen" und schließt sie von der Postbeförderung aus. Grund dafür ist – neben der unnützen Arbeit für die vielen fleißigen Postler –, daß die Zusicherung des kurzfristigen Erhalts einer großen Menge von Ansichtskarten, Kochrezepten oder ähnlichen Dingen unbegründet ist. Die „Kette" wird auf jeden Fall an irgendeiner Stelle unterbrochen. Sei es dadurch, daß eine der angegebenen Adressen nicht mehr stimmt, oder dadurch, daß jemand die Annahme eines Briefes von fremder Hand ohne Absender aus einem Ort, in dem er niemanden kennt, verweigert oder daß jemand vom Verbot der Kettensendungen weiß und es beachtet. Es kann auch sein, daß die Post die Kettensendung erkennt und nicht weiterbearbeitet. Jedenfalls erhält niemals jemand die angekündigten Dinge, und deshalb handelt es sich bei der ganzen Angelegenheit um Betrug, vor dem die Bürger – und besonders die Kinder – geschützt werden. Es ist ja auch zu bedenken, daß die Empfänger solcher Kettenbriefe veranlaßt werden, ihr Taschengeld für Karten und Briefmarken auszugeben und ihre Zeit mit der Abschrift sinnloser Texte zu verbringen. Ganz schlimm wird es, wenn der Text noch Drohungen für den Fall der Nichtbeteiligung an diesem bösen Spiel enthält.
Das alles, liebe Ulrike und lieber Stefan, sollt ihr bedenken, wenn ihr etwa auch einen solchen „Kettenbrief" erhalten solltet. Erfreut statt dessen lieber eure Verwandten und Freunde mit Nachrichten von euch. Darüber können sich die Empfänger wirklich freuen, und dafür arbeiten die Postler gern.

Barbara Geipel

Zur Kur in Klink

Im März hatte unser Chefredakteur mal wieder einen ganz besonderen Knüller auf Lager. Kurz vor dem Schluß unserer Redaktionssitzung ließ er die Katze aus dem Sack: „Wir haben die Möglichkeit, einen Mitarbeiter zu einer vorbeugenden Kur zu schicken. Und da dachten wir an Tüte." Mir entgleisten fast alle Gesichtszüge: „Wohin wollt ihr mich schicken? Zu einer Kur?" Ich protestierte! „Da schiebt sich nichts zusammen. Den ganzen Tag warmes Salzwasser schlürfen und solches Zeug ..." Jetzt wurde unser Chef langsam sauer. „Nun hör mal gut zu. Du fährst nach Klink. Da gibt es kein Salzwasser und warmes schon gar nicht. Aber auf Diät wird man dich setzen, damit du mal ein paar Kilo los wirst. Und jetzt Schluß mit der Rederei."

Mir standen drei aufregende Wochen bevor. Per Zug und Bus kam ich nach Klink. Die Fahrt endete vor einem riesigen Haus. Auf einer großen Tafel las ich „FDGB-Erholungsheim ‚Herbert Warnke'". Ich ging zum Busfahrer. „Hier bin ich falsch. Ich soll eine Kur machen und keinen Urlaub." Der Busfahrer lachte. „Nee, nee, Dicker, hier biste ganz richtig. Das ist zwar ein FDGB-Heim, aber außerhalb der Saison sind hier immer Kuren für Erwachsene."

Gegenüber der Eingangstür war die Anmeldung. Ich reichte der Frau einen Zettel hin. „Aha, ein FRÖSI-Kurgast", sagte sie und las. „... Gewichtsabnahme, ach so. Na, dann geh mal gleich zum Onkel Doktor." Drei Minuten später schlug das Schicksal hart zu. Ich stand mit freiem Oberkörper auf der Waage. Die Schwester schüttelte den Kopf. „Mein lieber Mann, Junge, Junge. Das haut ja fast die Mechanik auseinander. Also: täglich Sauna, Wassertreten und Massage, Waldlauf und Sport. Keine Süßigkeiten, kein Eis und keine Torte. Und da wir gerade beim Essen sind: strenge Diät, nur das Minimum!"

Ich bekam meinen Schlüssel und begab mich in Zimmer 301. Die Tür war offen. Vorsichtig ging ich hinein. Auf dem Bett saß ein Jüngling. So etwas Dünnes hatte ich noch nie gesehen. Ein irrer Schreck durchzuckte mich. „Ach, du liebes Lieschen", begrüßte ich ihn, „wie lange bist



Frau Wille stand schon mit hochgekrempelten Ärmeln bereit. „Na, dann wollen wir mal." Mag sein, daß sie wollte, ich wollte auf keinen Fall. Wenn mir noch einmal einer erzählt, daß Massage gesund sein soll, dann werde ich dem mal was erzählen. Mir taten alle Knochen weh, alle! Mein Rücken war wie zerschmettert. Ich hielt es für ein biologisches Wunder, daß sich die Gelenke noch bewegen ließen. „Bis morgen", sagte Frau Wille. „Und jetzt gehst du zum Wassertreten."

Ich war immer noch wie zerschlagen, als ich am Beckenrand die Benutzungsvorschriften studierte. – Wie ein Storch im Wasser waten. – Neben mir stand ein anderer Kurgast. „Hoffentlich müssen wir nicht auch noch Frösche fangen", sagte ich leicht ungehalten. Der andere guckte mich verständnislos an.

Ich begann zu waten wie ein Storch. Nach rund zehn Minuten brannten meine Füße wie verrückt. Ich kletterte aus dem Becken und humpelte zu Fuß auf mein Zimmer. Dort ließ ich mich aufs Bett fallen. Erwin erwachte gerade. „Hallo, Tüte. Wie spät ist es denn? Komm, wir gehen essen."

Erwin hopste aus dem Bett, machte eine Kniebeuge und warf sich in die Sachen. Ich quälte mich auch hoch. Fünf Minuten später saßen wir am Tisch. Die Kellner flitzten und servierten. Erwin bekam Steak mit Gemüse, Kartoffeln – und auch Schokoladenpudding. Über meinen Teller möchte ich lieber nicht reden.

Nach der umwerfenden Mahlzeit war Mittagsruhe angesagt. Ich streckte mich lang hin, auch Erwin ließ sich, nachdem er das Fenster geöffnet hatte, nieder. Dann stand er wieder auf. „Hörst du auch die Motorsäge? Eine Frechheit, um diese Zeit Holz zu sägen." Ich sah ihn verständnislos an. „Kannst dich wieder hinlegen. Die Motorsäge ist mein Magen, der knurrt etwas."

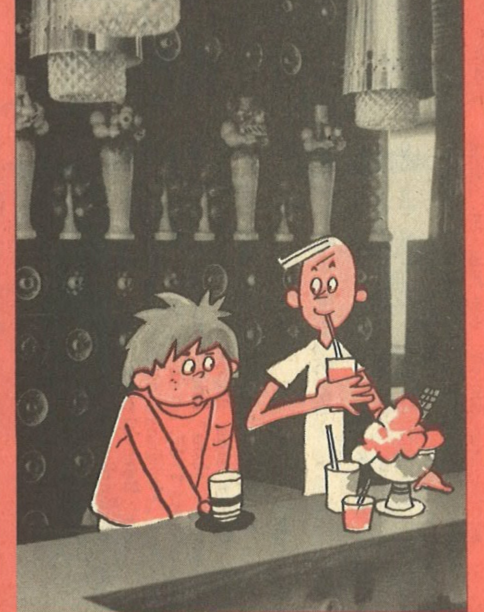
Für den Nachmittag hatte sich Erwin etwas überlegt. „Gehen wir ins Dachcafé Eis essen." Mir war alles egal. Auf dem Weg dorthin kamen wir am Friseursalon vorbei. Erwin wollte sich unbedingt frisieren lassen. Und mich überredete er auch. Also ließ ich mir die Lockenpracht ordnen. Gleich nebenan war ein Lebensmittelge-

du denn schon hier?" Er guckte ganz betrippt aus der Wäsche. „Bin grade angekommen. Ich heiße übrigens Erwin." Das war nicht zu glauben. Daß er Erwin hieß, hielt ich für möglich, aber daß er auch heute erst hier gelandet war, das konnte nicht sein. Ungläubig fragte ich: „Heute erst angekommen? Nun sag mir doch mal, wo du noch abnehmen sollst?" Erwin stutzte. „Wieso abnehmen? Ich soll zunehmen – viel schlafen, ganz ruhig treten, mittags und abends doppelte Portionen..."

Unser zweiter Kurtag begann kurz vor sieben Uhr. Nach dem Waschen zogen wir uns an und gingen in den Speisesaal. Ein großes kaltes Büfett mit allem, was das Herz begehrt. Freie Auswahl. Ich war erleichtert, nahm einen Teller, drei Scheiben Schinken, drei Scheiben Wurst, Käse, Marmelade, Honig, Butter und eine Vollkornbrotstulle. Fast stieß ich mit einer Kellnerin zusammen. Sie sah mich an, dann guckte sie auf meinen Frühstücksteller. Wurst, Schinken, Käse, Marmelade und Honig landeten auf Erwins Teller. Die Kellnerin strich ihm über den Kopf. „Iß mal schön, mein Kleiner. Dein Freund gibt es dir bestimmt gern." Erwin strahlte übers ganze Gesicht. Dann schaufelte er ein. Ich knabberte mißmutig meine trockene Stulle und trank ungesüßten Tee – igitt, igitt.

Nach dem Frühstück rekelte sich Erwin wie ein sattes Ferkel. „So, ich lege mich ein Stündchen hin. Kommst du mit aufs Zimmer?" Ich blickte ihn strafend an. „Geht nicht, muß zur Massage."







schäft. Wir marschierten hinein. Erwin kaufte Kekse, Schokolade und Brause. Ich versuchte es erst gar nicht und begnügte mich mit einer Ansichtskarte, die ich an die Redaktion abschicken wollte. Mit dem Fahrstuhl gings ins Dachcafé. Erwin bestellte einen doppelten Eisbecher. Mein Elan war gebrochen. Ich verlangte nach einem Tee, natürlich ungesüßt.

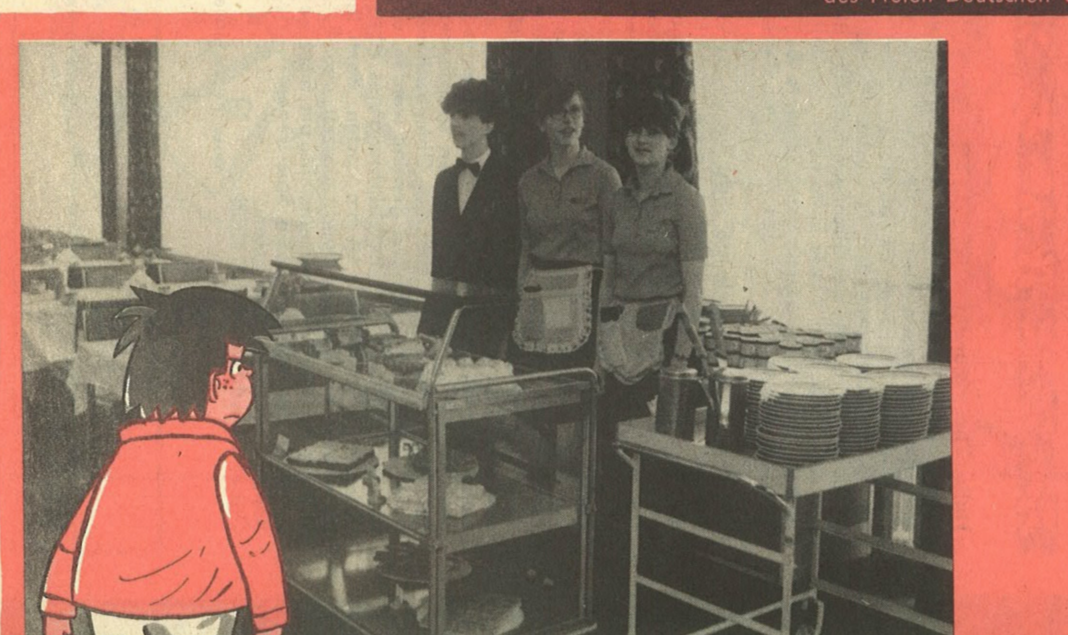
Nachdem ich mir das Getränk runtergeekelt hatte, war Kaffeezeit. Erwin war noch ganz mit Schlagsahne verschmiert. Langsam wurde mir der Typ total unsympathisch. Am Kuchenwagen schlug er wiederum hart zu: ein Stück Schwarzwälder, ein Stück Nougatcreme. Ich bat um einen Zwieback.

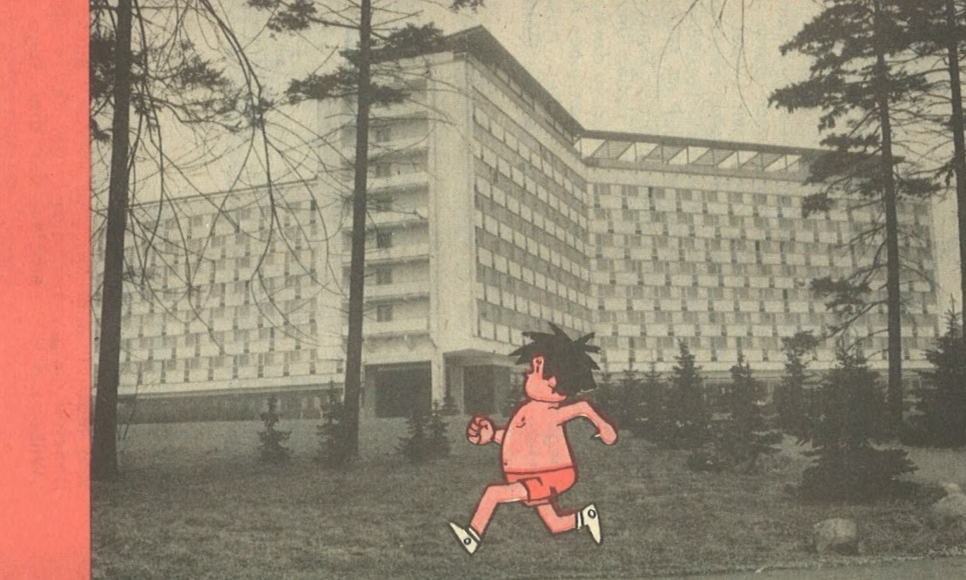
Auf dem Gang lief mir die Schwester über den Weg, die mich gestern gewogen hatte. „Na, wie geht's? Was hast du dir denn für den Nachmittag vorgenommen?" fragte sie. „Will fernsehen", gab ich mufflig zur Antwort. „Fernsehen setzt an", sagte sie. „Dreh doch lieber noch 'ne Waldlaufrunde."

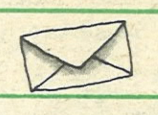
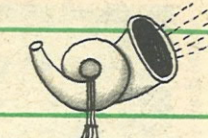
Und während Erwin mit verklärten Augen fernsehen ging, begann ich im Laufschritt das Heim weiträumig zu umkreisen. Ich drehte meine Runden und dachte: Warte mal ab, Erwin, dich wird's auch noch erwischen! Das gab mir wieder Kraft.

Fortsetzung folgt

Zeichnungen und Gestaltung: Richard Hambach, Fotos: Werner Popp, Text: Frank Frenzel
Vor dem 40. Jahrestag des FDGB besuchte FRÖSI eine von vielen schönen Ferieneinrichtungen des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes







Kinder kämpfen für den Frieden

Am besten hat mir im Pionierlager „Palmiro Togliatti" die Friedensmanifestation gefallen. Sie begann mit einem Friedensmarsch durch Karl-Marx-Stadt. Unterwegs sangen wir Lieder, winkten mit bunten Tüchern und trugen Transparente mit Blumen, Friedenstauben und Losungen. Im Ehrenhain in Karl-Marx-Stadt fand ein feierlicher Appell statt. Vor dem Appell sprachen Kinder aus der UdSSR, aus Rumänien, aus Italien und aus der DDR. Es wurde über die Schrecken der Bombe von Hiroshima und über die Folgen eines Atomkrieges gesprochen. Den feierlichen Abschluß bildete die Kranzniederlegung vor den Denkmälern gefallener Sowjetsoldaten.

Jutta Zager, 9023 Karl-Marx-Stadt



Mein kleiner Freund aus Afghanistan

Wie jedes Jahr im Sommer kommen Kinder aus anderen Ländern, die sich in der Pionierrepublik „Wilhelm Pieck" erholen, für drei Tage nach Schwedt. Die Kinder werden dann von Schwedter Gasteltern aufgenommen. Im letzten Sommer betreuten wir einen Jungen aus Afghanistan. Wir konnten uns bloß durch Zeichensprache verständigen. Das klappte aber gut. Wir schenkten ihm Sachen zum Anziehen, worüber er sich ganz toll gefreut hat. Und wir waren froh, daß wir ihm so schon ein kleines bißchen helfen konnten. Am ersten Abend gingen wir mit dem Jungen noch einmal zum Dolmetschertreff. Dort haben wir erfahren, daß der Junge mit seinen Eltern, zehn Geschwistern, Großeltern und anderen Verwandten in einem ganz einfachen Lehmhaus in Kabul wohnt.
Am nächsten Tag schrieben, rechneten und zeichneten wir. Das machte Spaß. Wir haben uns Tierbilder angesehen und die Namen der Tiere genannt. Er sagte uns gleich, wie sie in seiner Sprache heißen. Jetzt kann jeder von uns ein paar Wörter in der Sprache des Freundes.
Wir schrieben ihm später einen Brief in die Pionierrepublik, den er auch sofort beantwortet hat. Er bedankte sich noch einmal für die schönen Tage bei uns.

Annett Ermonies, 1330 Schwedt

Liebe Freunde!

Ich lebe in Moskau, in der Hauptstadt der Sowjetunion. Es ist eine große und schöne Stadt. Den Namen „Moskau" findet man in alten Chroniken des Jahres 1147. Im Jahre 1965 bekam Moskau den Titel „Heldenstadt der Sowjetunion". Ich heiße Nastja Bereshkowa und lerne in der 5. Klasse. In Berlin leben unsere Freunde. Sie lernen in der 34. Oberschule „A. Diesterweg".

Viele liebe Grüße – Eure Nastja



Die Lagermaus

Im Lager hatten wir ein weißes Mäuschen
mit einem süßen rosa Schnäuzchen.
Es schaut aus ihrem Loch heraus,
die kleine muntre, süße Maus.

Doch eines Tages – sie ging spazieren –
mußte folgendes passieren.
Sie kam aus ihrem Loch heraus
und kundschaftete die Gegend aus.

Die kleine freie süße Maus
kam nicht zurück ins eigne Haus.
Sie huschte durch die Wand, den Gang
und rannte hier und dort entlang,
rettete sich in Mirkos Hosenbein
bis hoch zu seinem Knie.

Sie konnte sich dann doch befrei'n
und huschte in einen Spalt hinein.
Damit ist die Geschichte aus
und irgendwo in diesem Haus
ist immer noch – verschreckt nun zwar –
die „Lagermaus".

Peter Polity, 3014 Magdeburg

KLICK des MONATS

Hallo, Klick-Freunde!
Sommerzeit ist Ferienzeit, Ferienzeit ist Spielzeit, und Beobachtungen beim Spielen gehören für den, der nach lebendigen Fotomotiven sucht, zu den besten Gelegenheiten für lustige Schnappschüsse. Silke Bastin aus Bischheim nennt ihr Bild „Zu dritt". Aus zwei Meter Entfernung hat sie mit einer hundertfünfundzwanzigstel Sekunde Belichtungszeit dieses Trio auf den Film ihrer Beirette gebannt.
Natürlich halten Spielende nicht immer so still wie auf unserem Foto. Das ist auch gar nicht nötig – im Gegenteil: die besten Fotos gelingen, wenn sich die Personen unbeobachtet glauben. Die Ausgelassenheit, die Grimassen und Bewegungen, die Freude am Gewinnen oder die Traurigkeit bei einer Niederlage macht aus den Spielern die natürlichsten und damit auch die besten „Fotomodelle".
Allerdings werdet ihr bei flitzenden oder purzelnden, strampelnden oder tanzenden „Quirlis" mit einer kürzeren Belichtungszeit auskommen müssen, wenn das Foto scharf werden soll. Ihr wißt ja: Dann muß eine größere Objektivöffnung, sprich kleinere Blendenzahl, gewählt werden, damit der Lichteinfall für die Belichtung des Filmes ausreicht. Übrigens: Es ist am besten, wenn ihr die Werte für Blende, Belichtungszeit und Entfernung rechtzeitig vorher einstellt, um nicht gerade bei den aufregendsten Spielszenen an der Kamera hantieren zu müssen.
Dabei wünscht euch viel Glück

euer Peter Linse



Zeichnungen: Christine Klemke

WITZECKE

„Fritz, nenne mir vier Getreidearten!"
„Weizen, Roggen, Gerste und Skat."
„Warum denn Skat?"
„Mein großer Bruder hat erzählt, daß er im Urlaub jeden Tag Skat gedroschen hat."

Ivonne Surau, 6501 Kauern

Lehrer: „Woraus besteht die Erde?"
Olaf: „Die größere Hälfte ist Wasser und die kleinere Land."
Lehrer: „Ich habe euch doch schon oft genug erklärt, daß es keine größere und kleinere Hälfte gibt. Aber das kommt bei euch wohl daher, daß die größere Hälfte nicht aufpaßt."

Cornelia Autenrieth, 6100 Meiningen

Auflösungen von Preisausschreiben

HEFT 4/85

Miniheft
Auflösung: Thälmann-Aufgebot
Kennwort: Souvenirs aus ...
Auflösung: Mongolische Volksrepublik
Kennwort: „Frösi"-Krimi 2
Auflösung: Pfütze mit Spritzern – Spritzer gehen nicht nach hinten
Kennwort: Osterknüller
Auflösung: Tel.-Nr. 2 23 34 19 und 2 23 34 18
Richtzahl: 10




FESTIVALSTÄDTEFAHRT

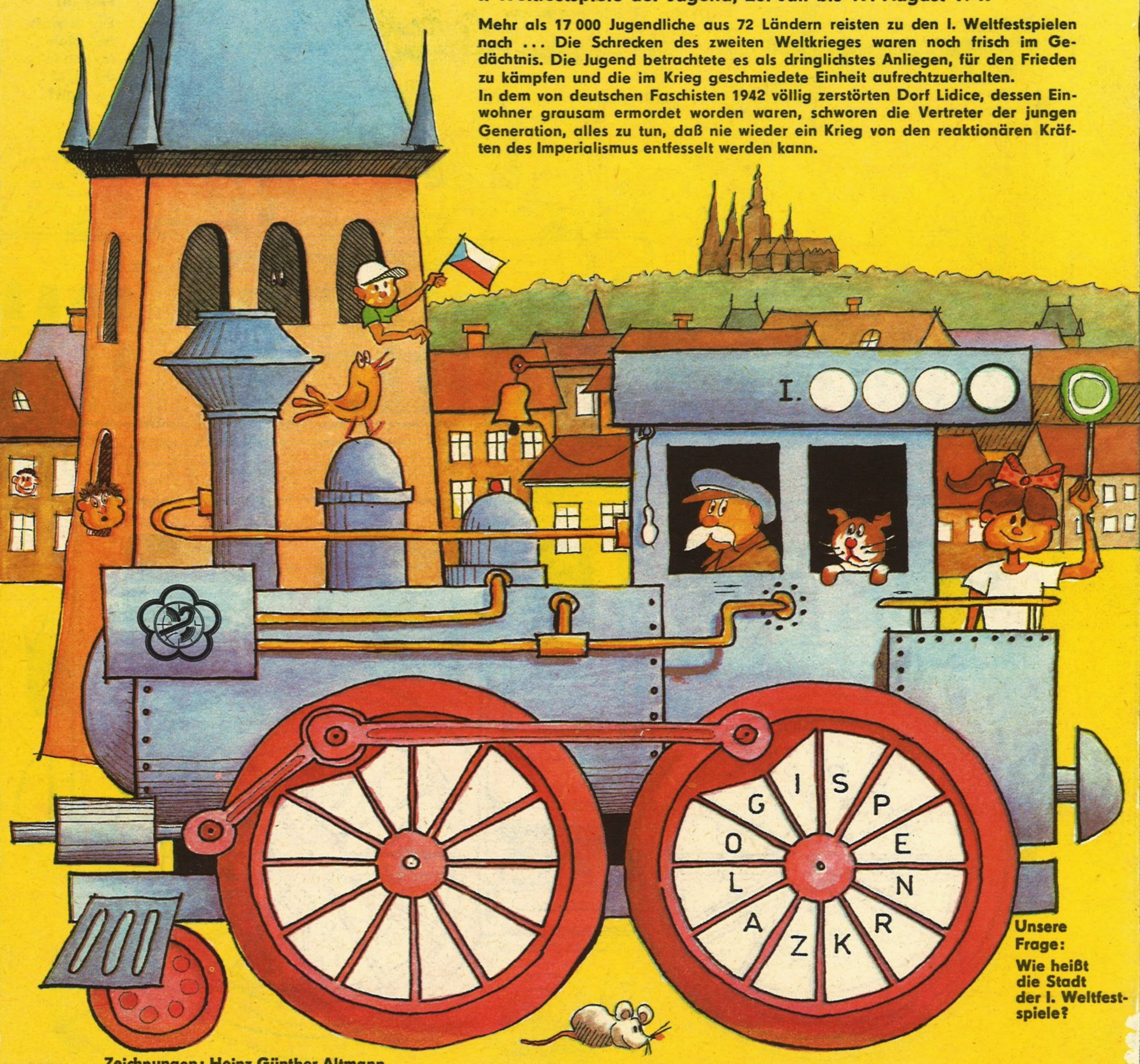
Ein „Frösi"-Expreß geht mit vielen Grüßen an Bord zu den XII. Weltfestspielen der Jugend und Studenten auf die Reise. Noch einmal saust er dabei durch die Städte, in denen die Jugend der Welt sich seit 1947 bei Weltfestspielen traf, um ihren Beitrag zur Sicherung des Friedens, für die antiimperialistische Solidarität und die Festigung der Freundschaft zu leisten.

Natürlich werden die Städte nicht verraten. Die mußt du schon selbst erkunden.

Legt die beiliegende „Frösi"-Spezial-Entschlüsselungs-Scheibe auf die Buchstabenräder. Durch geduldige Drehproben erhältst du die jeweilige Lösung. Trage diese in die vorgedruckten runden Felder ein. Der Buchstabe in dem umrandeten runden Feld wird für das Preisausschreiben gebraucht.

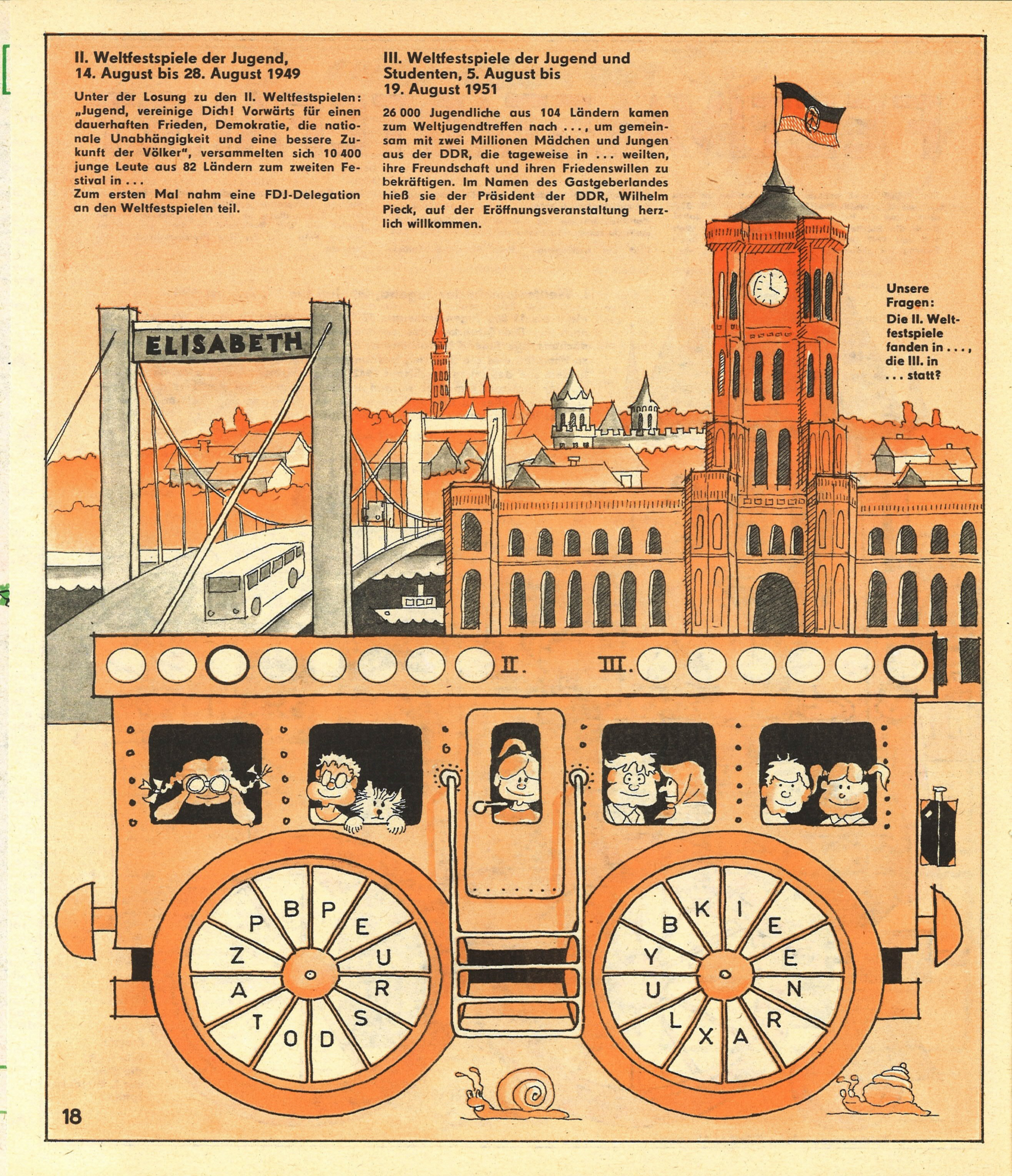
I. Weltfestspiele der Jugend, 20. Juli bis 17. August 1947

Mehr als 17 000 Jugendliche aus 72 Ländern reisten zu den I. Weltfestspielen nach ... Die Schrecken des zweiten Weltkrieges waren noch frisch im Gedächtnis. Die Jugend betrachtete es als dringlichstes Anliegen, für den Frieden zu kämpfen und die im Krieg geschmiedete Einheit aufrechtzuerhalten.
In dem von deutschen Faschisten 1942 völlig zerstörten Dorf Lidice, dessen Einwohner grausam ermordet worden waren, schworen die Vertreter der jungen Generation, alles zu tun, daß nie wieder ein Krieg von den reaktionären Kräften des Imperialismus entfesselt werden kann.



Unsere Frage: Wie heißt die Stadt der I. Weltfestspiele?

Zeichnungen: Heinz Günther Altmann



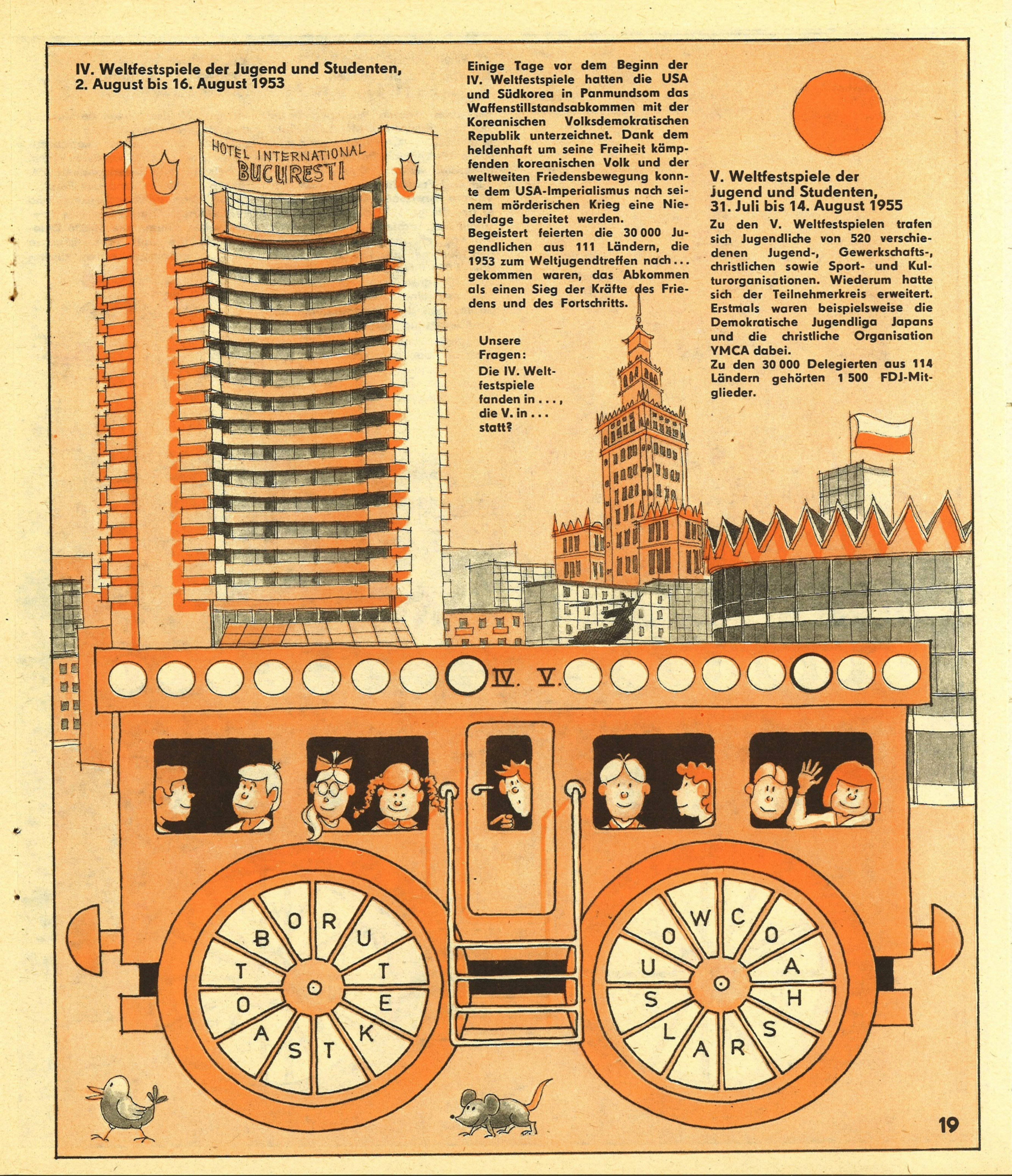
II. Weltfestspiele der Jugend, 14. August bis 28. August 1949

Unter der Losung zu den II. Weltfestspielen: „Jugend, vereinige Dich! Vorwärts für einen dauerhaften Frieden, Demokratie, die nationale Unabhängigkeit und eine bessere Zukunft der Völker", versammelten sich 10 400 junge Leute aus 82 Ländern zum zweiten Festival in ...
Zum ersten Mal nahm eine FDJ-Delegation an den Weltfestspielen teil.

III. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 5. August bis 19. August 1951

26 000 Jugendliche aus 104 Ländern kamen zum Weltjugendtreffen nach ..., um gemeinsam mit zwei Millionen Mädchen und Jungen aus der DDR, die tageweise in ... weilten, ihre Freundschaft und ihren Friedenswillen zu bekräftigen. Im Namen des Gastgeberlandes hieß sie der Präsident der DDR, Wilhelm Pieck, auf der Eröffnungsveranstaltung herzlich willkommen.

Unsere Fragen: Die II. Weltfestspiele fanden in ..., die III. in ... statt?



IV. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 2. August bis 16. August 1953

Einige Tage vor dem Beginn der IV. Weltfestspiele hatten die USA und Südkorea in Panmundsom das Waffenstillstandsabkommen mit der Koreanischen Volksdemokratischen Republik unterzeichnet. Dank dem heldenhaft um seine Freiheit kämpfenden koreanischen Volk und der weltweiten Friedensbewegung konnte dem USA-Imperialismus nach seinem mörderischen Krieg eine Niederlage bereitet werden.
Begeistert feierten die 30 000 Jugendlichen aus 111 Ländern, die 1953 zum Weltjugendtreffen nach ... gekommen waren, das Abkommen als einen Sieg der Kräfte des Friedens und des Fortschritts.

Unsere Fragen:
Die IV. Weltfestspiele fanden in ..., die V. in ... statt?

V. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 31. Juli bis 14. August 1955

Zu den V. Weltfestspielen trafen sich Jugendliche von 520 verschiedenen Jugend-, Gewerkschafts-, christlichen sowie Sport- und Kulturorganisationen. Wiederum hatte sich der Teilnehmerkreis erweitert. Erstmals waren beispielsweise die Demokratische Jugendliga Japans und die christliche Organisation YMCA dabei.
Zu den 30 000 Delegierten aus 114 Ländern gehörten 1 500 FDJ-Mitglieder.



Unsere Fragen:
Die VI. Weltfestspiele waren in . . . ,
die VII. in . . .?

VI. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 28. Juli bis 11. August 1957

Seit dem zweiten Weltkrieg hatte sich der Komsomol als die größte und stärkste Kraft der demokratischen Weltjugend im Kampf gegen Imperialismus und Krieg, für Frieden und Freundschaft zwischen den Völkern erwiesen. Deshalb wurde er beauftragt, 1957 die VI. Weltfestspiele auszurichten.
Mit der Teilnahme von 34 000 jungen Menschen aus 131 Ländern, die über 1 000 internationale und nationale Organisationen repräsentierten, war eine breite Palette der Strömungen der internationalen Jugendbewegung vertreten.

VII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 24. Juli bis 4. August 1959

Mit den Weltfestspielen der Jugend und Studenten in . . . fand erstmals ein Festival in einem kapitalistischen Land statt. Es wurde zu einem Beweis für die Überlegenheit der Idee des Friedens und der Freundschaft über Völkerverhetzung und kalten Krieg. Optimismus und Friedenswillen führten die 18 000 Delegierten, die aus 112 Ländern nach . . . gekommen waren, zusammen.

VIII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 28. Juli bis 6. August 1962

„Durch unsere mächtigen Manifestationen beim Festival demonstrierten wir unseren gemeinsamen Willen für Frieden und Freundschaft zwischen den Völkern, für die Einstellung aller Kernwaffenversuche und für das Verbot der Atomwaffen, für den Abschluß eines Abrüstungsvertrages, für den Triumph der Prinzipien der nationalen Unabhängigkeit und der friedlichen Koexistenz von Staaten mit unterschiedlichen sozialen Systemen", heißt es in der Friedensbotschaft an die Jugend der Welt.

Das Festival in . . . wurde erneut ein Sieg der friedliebenden Jugend der Welt. 18 000 Jugendliche aus 137 Ländern bekundeten ihren Wunsch nach dauerhaftem Frieden und Freundschaft.

IX. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 28. Juli bis 6. August 1968

Das Treffen 1968 war von der Solidarität der Weltjugend mit dem um seine Freiheit kämpfenden vietnamesischen Volk geprägt.

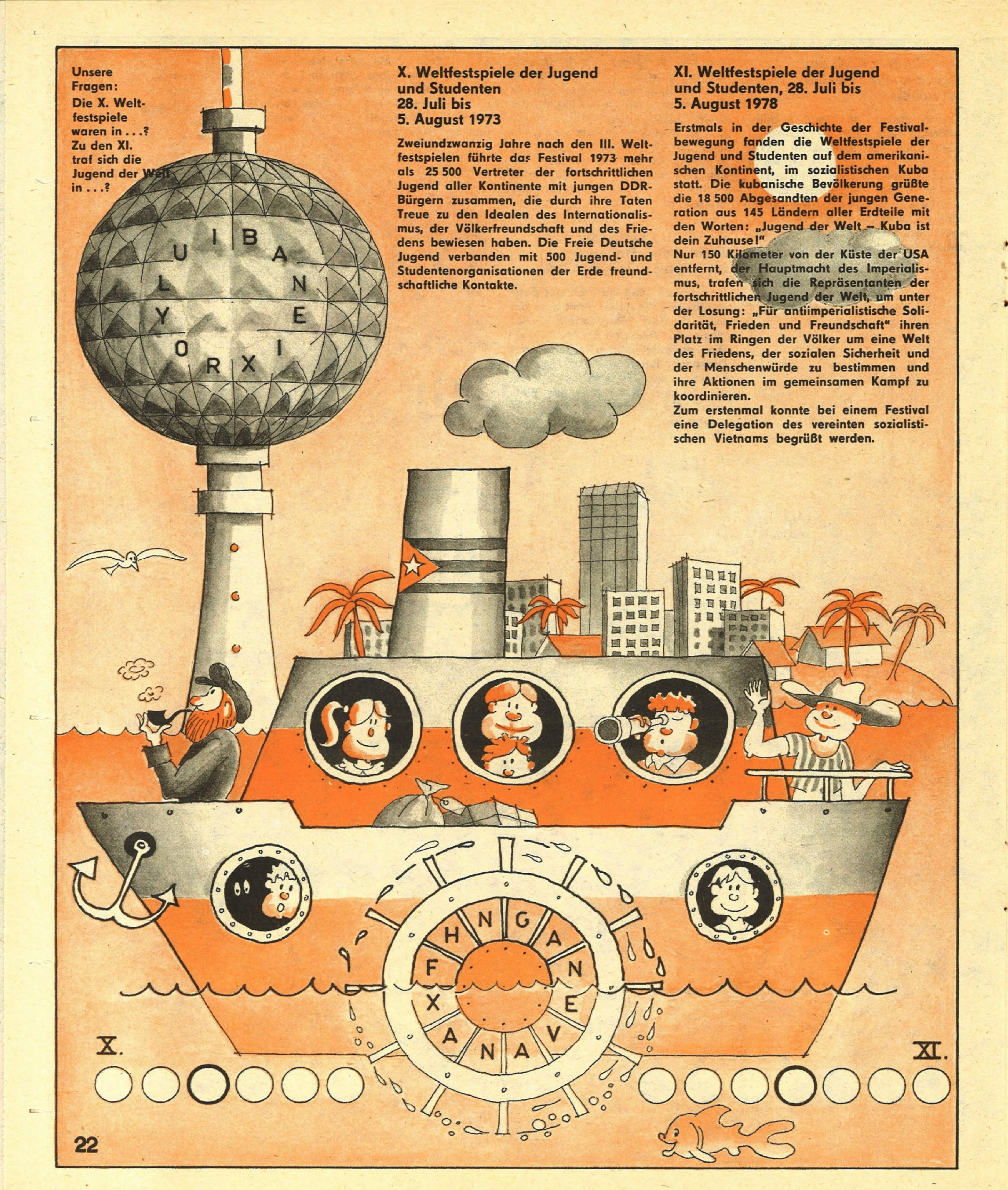
Die Festivalteilnehmer forderten auf Demonstrationen und Meetings mit Losungen wie „Vietnam den Vietnamesen" und „Amis raus aus Vietnam" die Beendigung der USA-Aggression.

15 000 Festivaldelegierte aus 143 Ländern bekundeten: „Wir sind gekommen, um zu bestätigen, wir werden nicht aufhören zu kämpfen, bis die Erde ein Paradies des Friedens und der Freiheit wird."

Unsere Fragen:

Die VIII. Weltfestspiele erlebte . . .,
die IX. . . .?




Unsere Fragen:
Die X. Weltfestspiele waren in ...?
Zu den XI. traf sich die Jugend der Welt in ...?
X. Weltfestspiele der Jugend und Studenten 28. Juli bis 5. August 1973
Zweiundzwanzig Jahre nach den III. Weltfestspielen führte das Festival 1973 mehr als 25 500 Vertreter der fortschrittlichen Jugend aller Kontinente mit jungen DDR-Bürgern zusammen, die durch ihre Taten Treue zu den Idealen des Internationalismus, der Völkerfreundschaft und des Friedens bewiesen haben. Die Freie Deutsche Jugend verbanden mit 500 Jugend- und Studentenorganisationen der Erde freundschaftliche Kontakte.
XI. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 28. Juli bis 5. August 1978
Erstmals in der Geschichte der Festivalbewegung fanden die Weltfestspiele der Jugend und Studenten auf dem amerikanischen Kontinent, im sozialistischen Kuba statt. Die kubanische Bevölkerung grüßte die 18 500 Abgesandten der jungen Generation aus 145 Ländern aller Erdteile mit den Worten: „Jugend der Welt – Kuba ist dein Zuhause!"
Nur 150 Kilometer von der Küste der USA entfernt, der Hauptmacht des Imperialismus, trafen sich die Repräsentanten der fortschrittlichen Jugend der Welt, um unter der Losung: „Für antiimperialistische Solidarität, Frieden und Freundschaft" ihren Platz im Ringen der Völker um eine Welt des Friedens, der sozialen Sicherheit und der Menschenwürde zu bestimmen und ihre Aktionen im gemeinsamen Kampf zu koordinieren.
Zum erstenmal konnte bei einem Festival eine Delegation des vereinten sozialistischen Vietnams begrüßt werden.
U I B A N E I X R O Y L
H N G A N E V A N A X F
X.
XI.



XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten, 27. Juli bis 3. August 1985

Die Initiative des Leninschen Komsomol vom November 1983, die XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten im Sommer 1985 in ... durchzuführen, fand in der demokratischen Weltjugend- und Studentenbewegung aller Kontinente ein breites Echo.

Das Treffen der fortschrittlichen Jugend unseres Planeten im Land des Roten Oktober wird dazu beitragen, dem Kampf der Völker für Frieden, für Freundschaft und gegen Imperialismus neue, kräftige Impulse zu verleihen.

Unsere Frage:
Die XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten finden in der Heimat des Friedens, in der Sowjetunion statt. Die Jugend der Welt trifft sich in ...?

„Frösi-Preisausschreiben

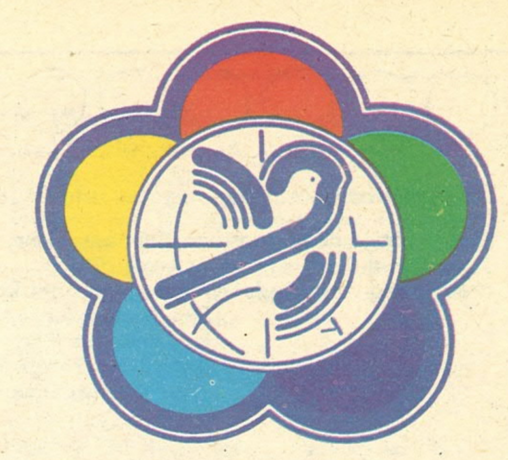
In die Stadt der XII. Weltfestspiele der Jugend und Studenten reisen die Abgesandten vieler Länder der Welt. Auch Mitglieder der Freien Deutschen Jugend und ihrer Pionierorganisation „Ernst Thälmann" werden dabei sein.

Womit die Reise angetreten wird, erfährst du, wenn du in der Reihenfolge von den I. bis zu den XII. Weltfestspielen die Buchstaben aus den Städtekreisen, welche umrandet sind, hier unten einträgst. Das Land trägst du selbständig ein.

Schreibe die gefundene Lösung auf eine Postkarte und schicke diese an „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Kennwort: Festivalstädtefahrt.

Zwölf mal zwölf Preise aus der Stadt der X. Weltfestspiele sind zu gewinnen.

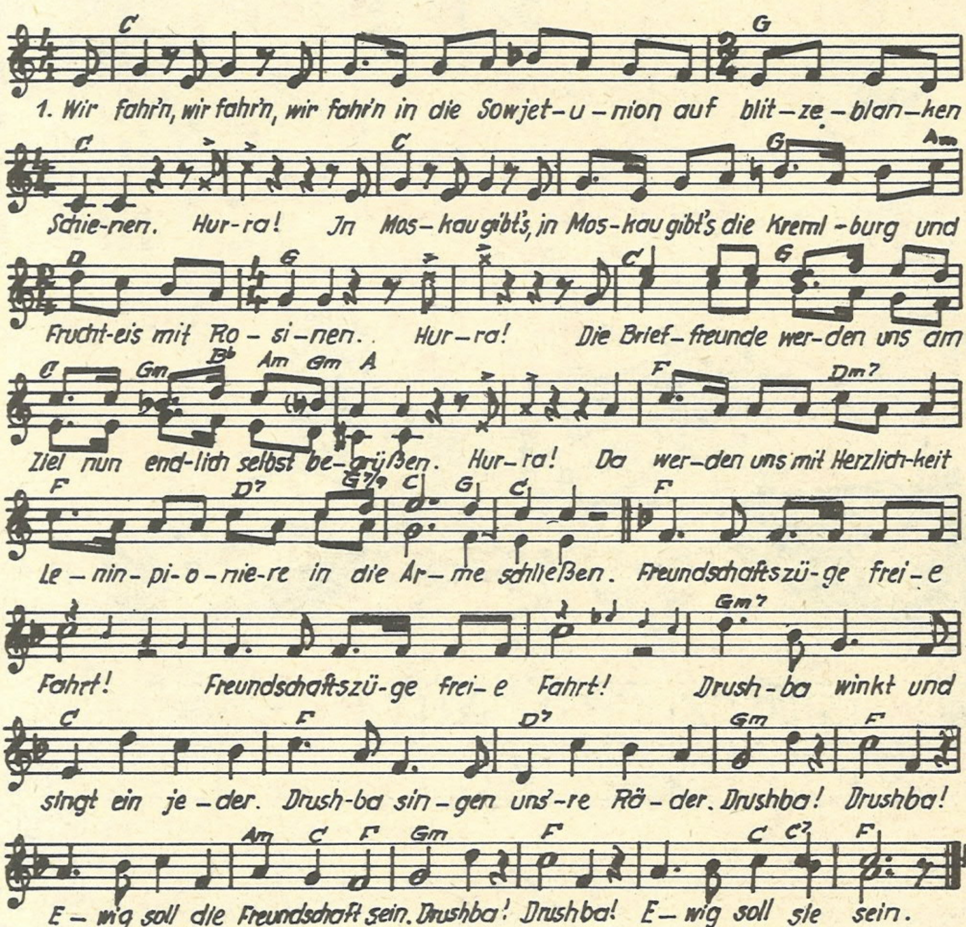
Überall Festival



Am 27. Juli ist es soweit. In Moskau trifft sich die fortschrittliche Jugend der Welt zu ihren XII. Weltfestspielen der Jugend und Studenten. Viele Lieder werden dort erklingen. Und so soll es auch sein, wenn wir in allen Ferienlagern unser Ferienspiel „Eine Festivalblume für antiimperialistische Solidarität, Frieden und Freundschaft" starten. Ein Blatt dieser Festivalblume gestalten wir mit Liedern, Tänzen und Spielen. Dazu geben wir euch die folgende Liedempfehlung:



Text: Helmut Stöhr
Musik: Hans Naumilkat



2.
Aus Moskau kommt,
aus Moskau kommt ein langer Zug
mit Leninpionieren. Hurra!
Die werden wir,
die werden wir zum Fernsehturm
und durch den Tierpark führen. Hurra!
Die Gasteltern werden den Besuch
sehr liebevoll begrüßen. Hurra!
Da werden wir mit Herzlichkeit
Leninpioniere in die Arme schließen.
Refr.:
Freundschaftszüge, freie Fahrt . . .

3.
Auf Lenins Spuren,
Lenins Spuren gehen
im Freundesland, dem fernen. Hurra!
Und unsre Freunde,
unsre Freunde werden hier
von Thälmann vieles lernen. Hurra!
Zu Hause erfährt die Gruppe gleich
das Studienergebnis. Hurra!
Und freundschaftliche Herzlichkeit
wird zu einem schönen Pioniererlebnis.
Refr.:
Freundschaftszüge, freie Fahrt . . .

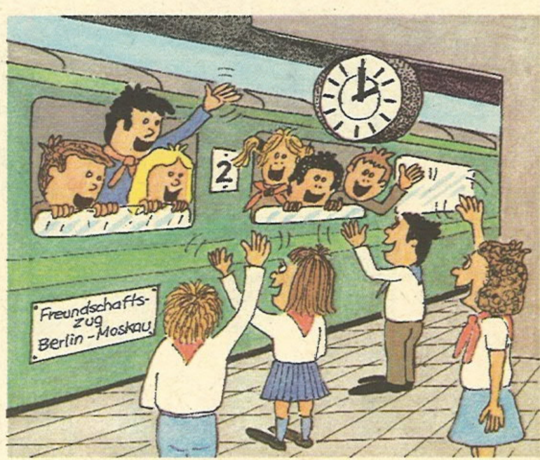
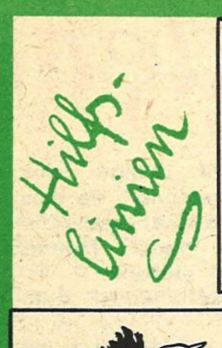
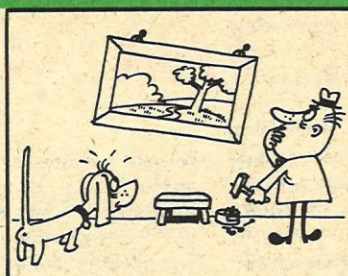
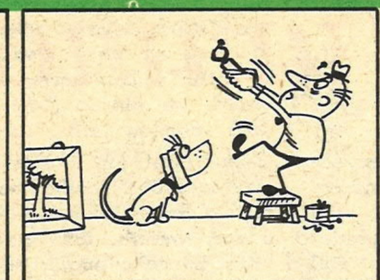


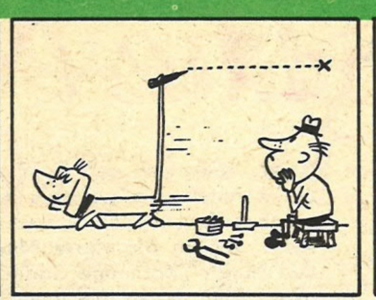


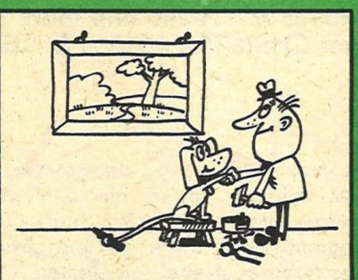
Foto: Horst Glocke
Zeichnung: Wilfried Läpke





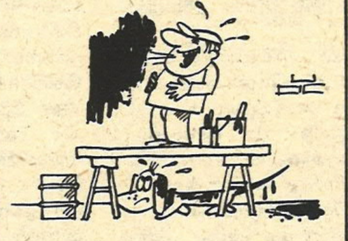


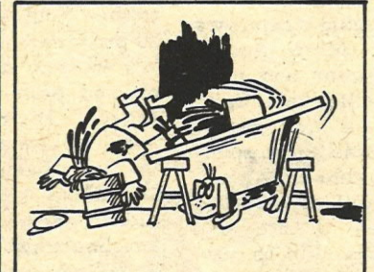


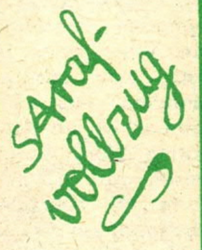






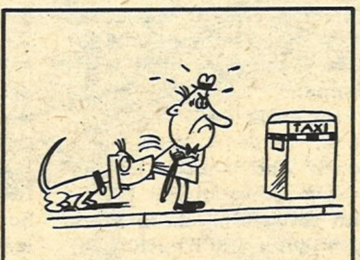


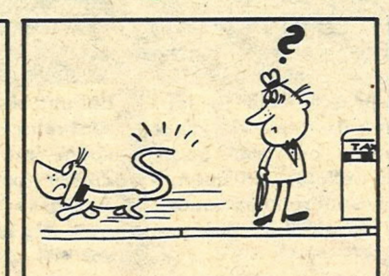


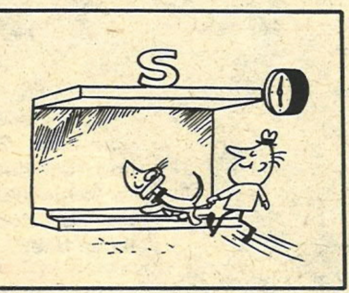


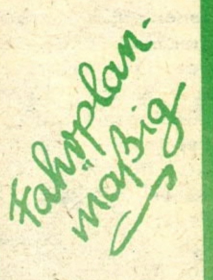
Ali und Archibald von Horst Alisch

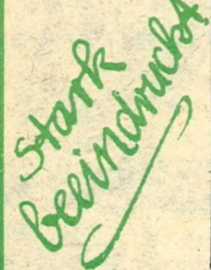








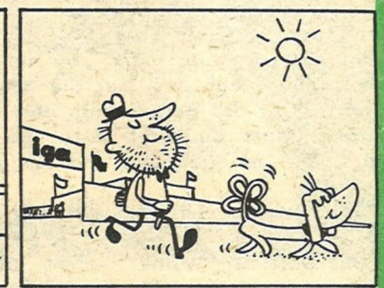












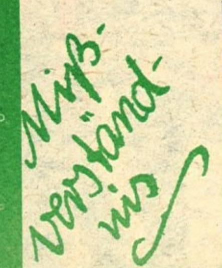




















Neues von Heiko und Mark
von CHRISTAMARIA FIEDLER

Die Nummer mit dem

Es kommt der Tag, da geht auch den tollsten Ferien die Luft aus. Langeweile macht sich breit und beginnt schon bald, wie ein zäher, unsichtbarer Nebel an Armen und Beinen zu kleben.

Bei Mark und mir stellte sich dieses Symptom ungefähr Mitte August ein. Wir wurden reizbar und mürrisch, denn uns wollte kein Spiel einfallen, das wir in den Ferien nicht schon ein dutzendmal gespielt hatten. Wenn wenigstens Sonne gewesen wäre! Doch auf der Wetterkarte im Fernsehen thronte allabendlich ein Tief, das nicht so aussah, als ob es die Absicht gehabt hätte, uns noch vor Ende des Sommers zu verlassen ...

Da hatte Mark eines müden Vormittags plötzlich eine Idee.

Wenn Mark behauptet, eine Idee zu haben, dann weiß ich nie, ob ich mich darüber freuen soll. Erwiesenermaßen haben seine Ideen meistens Neben- bzw. Nachwirkungen. Den Mädchen unserer Klasse zum Beispiel dürften wir als „Geburtstagsmänner" noch ziemlich tief in den Knochen sitzen...

Als Mark jedoch seinen Einfall näher erläuterte, war auch ich Feuer und Flamme. Er schlug nämlich vor, wir sollten ein Buch, das uns beiden sehr gut gefallen hatte, einfach nacherleben. Wie aber erlebt man ein Buch nach?

„Paß auf", erklärte Mark, „wir machen jetzt genau das, was die beiden Helden des Buches auch getan haben. Hast du nicht selbst gesagt, daß es spannend und lustig ist?"

Das stimmte. Obwohl die Geschichte schon vor vielen Jahren aufgeschrieben wurde, macht es noch immer einen Riesenspaß zu lesen, was der Ich-Erzähler und sein Freund Mischka in dem sowjetischen Kinderbuch „Lustige Geschichten" zusammen erleben. Mit welchem ihrer Abenteuer aber sollten wir beginnen? Wir holten uns das Buch aus dem Schrank und steckten die Nasen hinein. Schon bald stellte sich heraus, daß es in jedem Fall komplizierter war, als wir es uns vorgestellt hatten. Wie zum Beispiel sollten wir unsere Lieblingsgeschichte „Mischkas Brei" nachspielen, wenn wir gar keine Datsche besaßen, auf der wir zu nächtlicher Stunde Grütze kochen konnten?

Mark fiel der Bungalow seiner Tante ein, aber es waren dort weder ein Brunnen noch ein See in der Nähe, in die wir nacheinander aus vorgeschriebenem Mißgeschick Eimer, Teekessel und Topf versenken konnten. Ein weiteres Problem ergab sich aus der Tatsache, daß Mark und ich als aktive Mitglieder des Zirkels „Kochende Schüler" viel zu erfahren waren, um jemals einen solchen Saubrei wie dieser Mischka zu produzieren.

Wir hakten also „Mischkas Brei" ab und prüften die Geschichte „Das Telefon". Hierzu benötigten wir nur zwei Haustelefone als Requisite. Da wir niemanden kannten, der uns solche Apparate leihen konnte, rückten wir schweren Herzens unseren Sparschweinen zu Leibe. Aber hatten wir uns denn nicht schon immer eine derartige Anlage gewünscht?

Als wir endlich die beiden Telefone mit ihrem feuerroten Plastgehäuse aus der Verpackung zogen, konnten wir uns gar nicht sattsehen an den schnittigen Dingern. Solche modernen Apparate hatten Mischka und sein Freund vor rund fünfzig Jahren natürlich noch nicht besessen. Zu spät fiel mir ein, daß ja jetzt einer von uns als Mischka diese herrlichen Geräte auf der Suche nach der darin befindlichen Energie so lange auseinanderpolken mußte, bis nur noch eine Türklingel von ihnen blieb.

„Aber nicht mit meinem!" drohte ich Mark und preßte mein Telefon an die Brust. „Nimm dein's auseinander, wenn's dir Spaß macht!" Mark blinzelte empört. Er beschwor mich, kein Spielverderber zu sein, aber ich blieb stur wie eine Ziege. Schließlich gab er es auf und wir nahmen uns erneut die „Lustigen Geschichten" vor.

Viel Spaß hatte uns auch immer die Geschichte von Mischkas Wunderkerzen gemacht. Sie dürften so ziemlich sein einziges Erfolgserlebnis gewesen sein. Allerdings, was sollten wir jetzt im August mit Wunderkerzen?

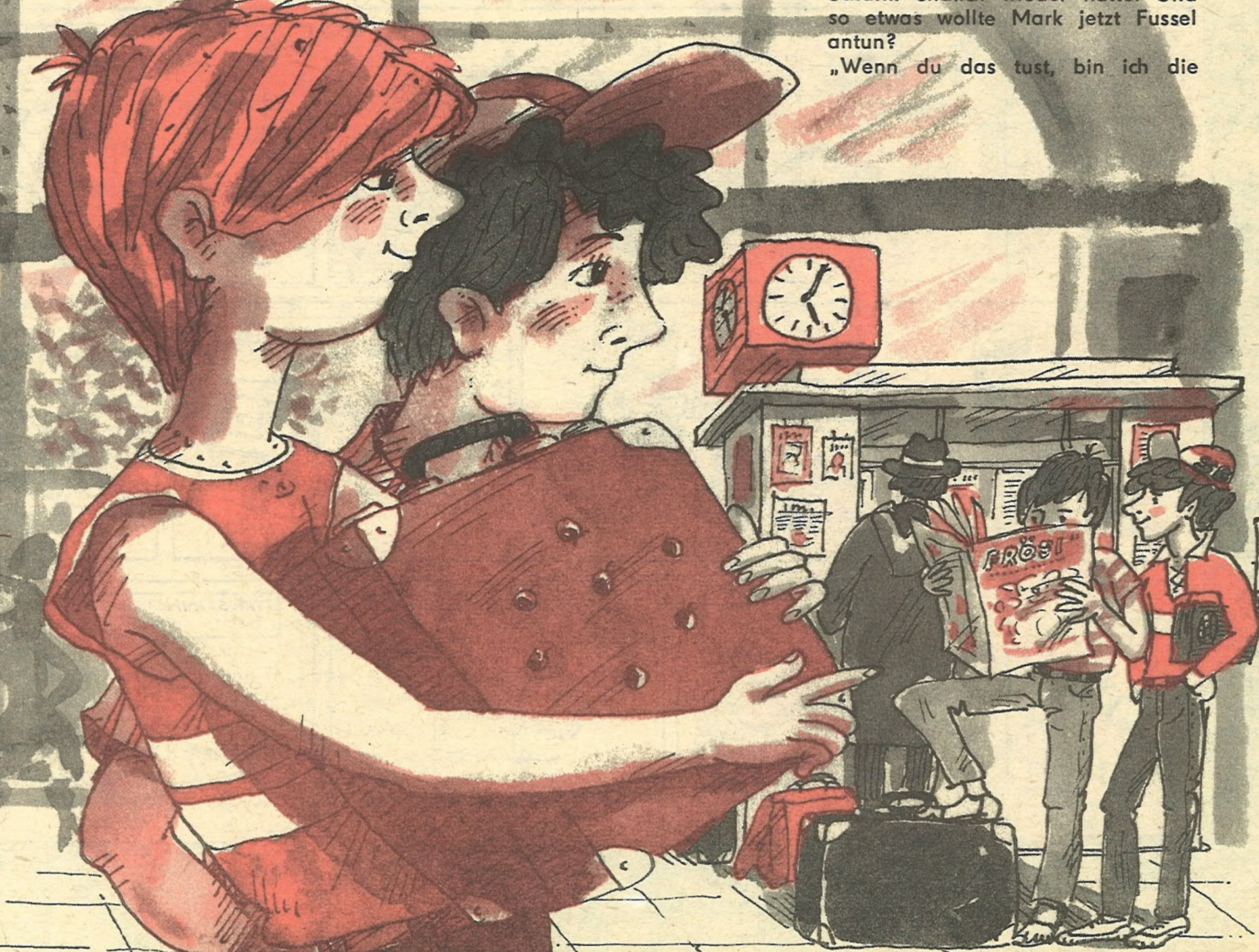
„Die heben wir für Silvester auf", entschied Mark und begann, die neue, antihaftbeschichtete Bratpfanne seiner Mutter mit einer großen Feile zu bearbeiten. Mich wies er an, Zucker und Schwefel in einem Mörser zu zerstoßen. Das war Mischkas unfehlbares Rezept gewesen: ein Aluminiumzuckerschwefelgemisch! Warum sollte es nicht auch bei uns klappen?

Während sich Mark um Aluminiumspäne mühte, stellte ich Mörser und Zucker bereit und sauste in die Apotheke, um Schwefel zu besorgen. Als ich zurückkam, stand Mark vor der verschlossenen Haustür. An seinem Hinterkopf prangte eine sanfte Beule. Er verdankte sie dem Rest der neuen, antihaftbeschichteten Bratpfanne. Marks Mutters Temperament ließ grüßen!

Wie zwei begossene Pudel schlichen wir zu mir.

Es war offensichtlich gar nicht so komisch, lustige Geschichten zu erleben! Doch kaum erspähte Mark den Hund unseres Nachbarn vor unserem Zaun, als er auch schon wieder obenauf war. Er lockte den gutmütigen kleinen Hund mit dem fusseligen Fell und der flachen Nase in unsere Veranda und maß ihn sorgfältig mit dem Zentimetermaß aus. „Paßt!" verkündete er zufrieden und verlangte einen Koffer. Doch erst, als er damit begann, dicke Luftlöcher in den Deckel zu bohren, fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Einmal, gleich in der ersten lustigen Geschichte, versteckten Mischka und sein Freund den Hund Scharik in einem Koffer, weil das Mitführen von Hunden im Zug verboten war. Zu allem Unglück aber wurde der Koffer auch noch verwechselt, und Mischka erwischte ein Handtuch, Seife, Bücher, eine Hornbrille und Strickzeug anstelle von Scharik. Es vergingen Wochen voller Aufregung, bis Mischka seinen Scharik endlich wieder hatte. Und so etwas wollte Mark jetzt Fussel antun?

„Wenn du das tust, bin ich die



Koffer

längste Zeit dein Freund gewesen!" fuhr ich Mark an. „Denkst du denn kein bißchen an den Hund?!"
Mark aber zeigte nur grinsend auf Fussel. Der lag zusammengerollt in der einen Hälfte des Koffers und beobachtete uns aufmerksam. Als ich ihn aufforderte herauszuspringen, blieb er starrsinnig liegen und wedelte mit dem Schwanz. Offenbar hielt er das Ganze für ein herrliches, neues Spiel!
„Siehst du, er will sogar selber!" triumphierte Mark und ließ die Schlösser schnappen. Gemeinsam schleppten wir den Koffer zum Bus. Zwei Dinge hatte Mark mir versprechen müssen. Fussel sollte, sobald er es wünschte, freigelassen werden. Auch würden wir unter gar keinen Umständen einen Zug besteigen, sondern auf dem Bahnhof bleiben. Dort mußte es uns gelingen, unseren Koffer mit einem ähnlich aussehenden von jemandem zu verwechseln, der gerade von einer Reise zurückkehrte. Nur ihn konnten wir schließlich bis zu seiner Wohnung verfolgen, damit Fussel nicht verlorenging. Trotzdem plagten mich Zweifel und Ängste im Bus.
„Und wie kriegen wir heraus, ob jemand von einer Reise zurückkehrt und nicht etwa gerade abreisen will?"
„Weil wir uns am Ausgang postieren werden, Schlaukopf!"
O ja, Mark genoß schon jetzt das kommende Abenteuer. Mir dagegen wurde es immer mieser in der Magengegend. Wenn Fussel doch bloß darauf bestanden hätte auszusteigen! Stattdessen erlauschten wir ein leises, grunzendes Geräusch, das sich eindeutig als ein zartes Schnarchen erwies.
Am Hauptbahnhof verließen wir den Bus und gingen schnurstracks zum Ausgang der Schalterhalle. Wir hatten Glück, denn es schien gerade ein Zug angekommen zu sein. Die Reisenden strömten massenhaft an uns vorbei. Wir brauchten uns bloß zu bedienen. Mark deutete auf den Eisstand. Fast ein Drittel der Rückkehrer zog es erst einmal zu einer eisigen Erfrischung. Auch wir stellten uns mit unserem Koffer in die Reihe der Wartenden. Fussel schlief noch immer wie ein Hund!
Gerade als Mark eine mollige, ältere Dame mit einem Handkoffer, der unserem zum Verwechseln ähnlich sah, anpeilte, pfiff er plötzlich leise durch die Zähne. „Guck mal die beiden Typen dort drüben!"
Ich guckte und sah zwei gleichaltrige Jungen, die mit ihrem Koffer am Zeitungskiosk standen. Der eine schien sich gerade eine „Frösi" gekauft zu haben, denn sie steckten prüfend ihre Nasen in das Heft.
„Die kenn ich", zischte mir Mark aufgeregt zu, „die wohnen drei Querstraßen hinter uns. Udo und Frank aus der Siebenten. Die brauchten wir nicht mal zu verfolgen, wenn's klappt! Soll ich?" Er wartete keine Antwort ab, sondern begab sich mit dem Koffer zum Kiosk. Jetzt erkannten ihn auch die Jungen. Sie begrüßten sich mit Handschlag und Mark verwickelte sie in ein Gespräch. Dem fiel immer etwas ein, darauf konnte man sich verlassen.
Hatte Mark bei der Begrüßung seinen Koffer dicht neben den der Jungen geschoben, so beobachtete ich jetzt mit angehaltenem Atem, wie seine Fußspitze den fremden Koffer Zentimeter für Zentimeter näher an ihn heranschob.
Wach doch auf, Fussel, dachte ich plötzlich wütend, bell doch, du Idiot! Aber Fussel ließ nichts von sich hören. Dafür hatte Mark den Griff des fremden Koffers jetzt fest in der Hand. Der traute sich vielleicht was: braun gegen schwarz! Das mußte doch auffallen! Aber es fiel nichts auf. Im Gegenteil. Als auf der gegenüberliegenden Seite der Bus einfuhr, nahmen die Jungen ganz selbstverständlich unseren Koffer auf und stürzten davon. Mach's gut, Fussel, dachte ich betrübt, in spätestens einer Stunde hauen wir dich wieder raus!
Mark kam über den Platz wie ein Sieger. Er strahlte vor Zufriedenheit und wollte sich über die Hereingefallenen schier kaputtlachen. Was würden die für Stielaugen machen, wenn sie „ihren" Koffer erst öffneten! Dem war nichts hinzuzufügen. Trotzdem konnte ich mich nicht erfreuen an Marks schwarzglänzendem Beutestück.
Mark aber platzte schier vor Neugier, was die Jungen wohl in ihrem Gepäck hatten. Er fummelte an den Schlössern herum, aber der Koffer bockte.
„Ach, laß doch", drängte ich, „ein Schatz wird's nicht sein. Fahren wir lieber Fussel holen."
„In Ordnung", sagte Mark bedauernd und gab dem fremden Koffer einen Schubs, „aber ein echtes Ferienabenteuer war es doch!" In diesem Augenblick schnappte der Koffer auf. Entgeistert blickten wir auf einen ins Tageslicht blinzelnden, gähnenden, winzigen weißen Spitz!!
Nach einer gewissen Zeit wagte ich es, Mark anzusehen. Er hatte genau die müde, erbitterte Miene eines Erfinders, der feststellen muß, daß seine Erfindung bereits erfunden worden ist.
Wie konnte er denn auch ahnen, daß die beiden Typen ausgerechnet die gleichen Geschichten lasen wie wir?



Wer hat das beste Haus?

Die Kinder beschlossen, das beste Haus zu suchen. Es zeigte sich aber, daß es gar nicht so einfach ist zu entscheiden, welches Haus das beste von allen ist.
Das **größte** Nest hat der Adler. Es besteht aus dicken Ästen und befindet sich auf einer riesigen dicken Kiefer.



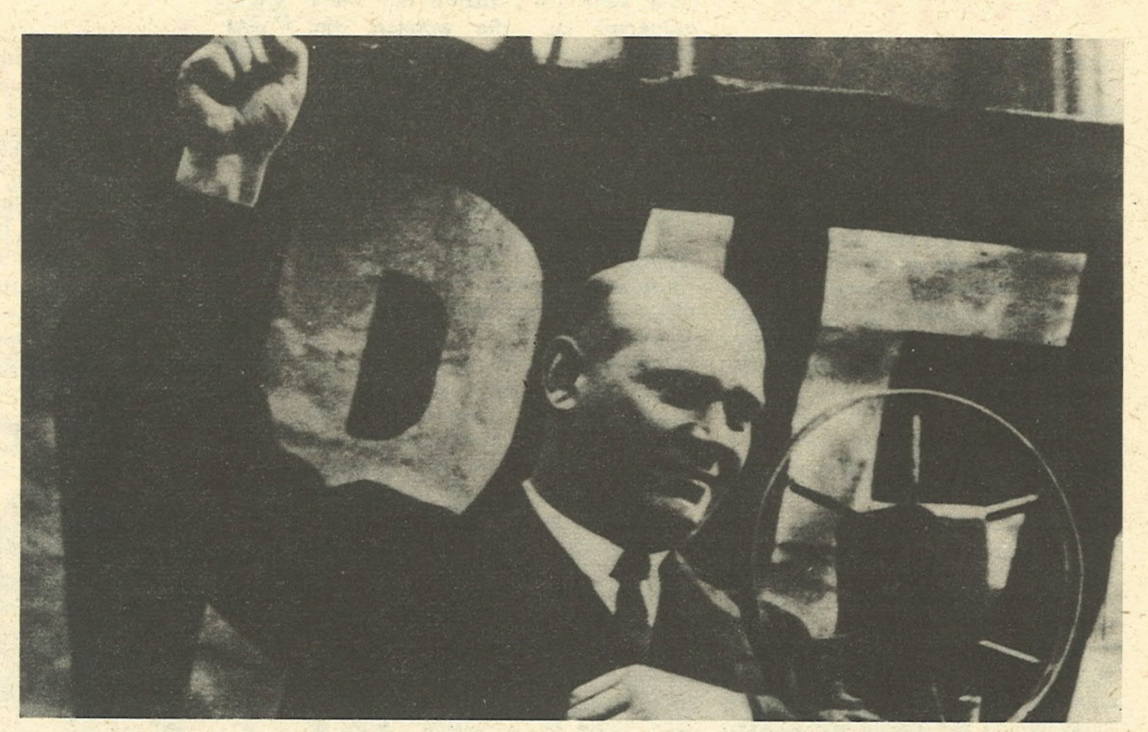
Das **kleinste** Nest hat das Wintergoldhähnchen. Sein ganzes Haus ist so groß wie eine Faust, und das Tierchen selbst ist kleiner als eine Libelle.
Das **findigste** Haus hat der Maulwurf. Es hat so viele Vorratsgänge und Ausgänge, daß ihn niemals jemand in seinem unterirdischen Bau erwischen kann.
Das **kunstvollste** Haus hat der Blattroller – ein kleiner Käfer mit einem Saugrüssel. Der Blattroller zernagt die Adern der Birkenblätter, und wenn die Blätter zu verwelken beginnen, dreht er sie zu einer Röhre und klebt sie mit dem Rüsselchen zu. In diesem Röhrenhäuschen legt das Blattroller-Weibchen seine Eier ab.
Die **einfachsten** Nester haben der Sandregenpfeifer und der Ziegenmelker. Der Sandregenpfeifer legt seine vier Eier direkt in den Sand am Ufer eines Flüßchens, und der Ziegenmelker legt sie in eine kleine Grube, auf dürres Laub unter einem Baum. Sie beide geben sich wenig Mühe mit ihrem Haus.
Das **schönste** Häuschen hat der Laubsänger. Er baut sich ein Nest auf einem Birkenzweig, schmückt es mit Flechten und Birkenrinde und flicht zur Verzierung Stückchen von buntem Papier hinein, die im Garten irgendeiner Datsche herumflogen.
Das **gemütlichste** Nestchen hat die Schwanzmeise. Es besteht innen aus Daunen, Federn und Wollfäden und außen aus Moos und Flechten. Es ist ganz rund wie ein kleiner Kürbis, auch der Eingang ist rund und klein und befindet sich genau in der Mitte des Nestes.
Die **bequemsten** Häuschen haben die Larven der Köcherfliegen. Köcherfliegen sind geflügelte Insekten. Wenn sie sich setzen, legen sie die Flügel auf den Rücken und bedecken den ganzen Körper damit. Aber die Larven der Köcherfliegen sind flügellos und nackt, von nichts bedeckt. Sie leben am Boden von Bächen und kleinen Flüssen. Findet die Larve Ästchen oder Binsen von der Größe eines Streichholzes, so klebt sie daran ein Röhrchen aus Sandkörnern und klettert rückwärts hinein. Das ist sehr bequem: wenn sie will, kann sie sich in dem Röhrchen verstecken und dort ruhig schlafen – niemand sieht sie. Sie kann aber auch die Hinterbeine heraushängen und zusammen mit ihrem Häuschen über den Boden kriechen – das Häuschen ist sehr leicht. Einmal fand eine Köcherfliege eine dünne Papirossa, die auf den Grund gefallen war. Sie kletterte hinein und wanderte in ihr herum.
Das **erstaunlichste** Haus hat die Wasserspinne. Diese Spinne breitet ihr Netz unter dem Wasser zwischen den Algen aus, aber unter dem Netz sammelt sie auf ihrem behaarten Hinterteil Luftbläschen. So lebt die Spinne in einem Häuschen aus Luft.

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener
Zeichnungen: Fred Westphal

UNTERWEGS MIT PAPS UND »TEDDY«
3. Folge

UNVERBRÜCHLICHE TREUE

Der Berliner Jungpionier Iljana erlebt einige besondere Ferientage. Der Vater führt sie an Wirkungsstätten Ernst Thälmanns und erzählt ihr dabei viel Interessantes über das große Vorbild der Pioniere.
Die letzte Folge, in der Iljana u. a. erfuhr, wie Ernst Thälmann nach seiner Verhaftung von den Faschisten gefoltert wurde, endete mit ihrer Frage, warum er und viele andere Kommunisten solche Qualen aushalten konnten und nicht zu Verrätern wurden.







Iljana und ihr Paps haben den Alexanderplatz hinter sich gelassen, in dessen Nähe früher das Berliner Polizeigefängnis stand, in dem Ernst Thälmann die ersten 80 Tage seiner insgesamt elfeinhalbjährigen Kerkerhaft zubrachte. Schweigend gehen sie eine Weile nebeneinander. Iljanas Frage hatte vor Jahren auch den Vater bewegt, als er, selbst noch FDJler, von den Kämpfen und Opfern der Antifaschisten zum erstenmal gehört hatte. Wie ihm damals ein Genosse half, so wird er nun Iljana helfen, auf solch eine wichtige Frage Antwort zu finden.
„Denke daran", sagt der Vater, und er spürt, daß seine Stimme ernster klingt als gewöhnlich, „daß die Menschen vom Leben zum Kampf gestellt werden, nicht um zu unterliegen, sondern um seiner mächtig zu werden."
Iljana schaut ihren Paps verwundert an. So feierlich spricht er sonst nicht. Doch noch ehe sie nach dem Grund fragen kann, klärt er sie auf. „Das hat Ernst Thälmann an einen jungen Mitgefangenen im Zuchthaus Bautzen geschrieben. Der war 17 Jahre alt, als ihn die Faschisten einkerkerten. Vielleicht hat er Ernst Thälmann eine ähnliche Frage gestellt wie du."

Aus dem Brief Ernst Thälmanns an einen jungen Mitgefangenen

„Bedenke immer, daß unser Gewissen gut und rein ist; es ist nicht belastet gegenüber dem schaffenden deutschen Volke, z. B. mit Kriegsverbrechen, imperialistischer Räuberpolitik, Tyrannei, Terror, Diktatur und Gewissenszwang, Unfreiheit und Willkür..., Arroganz, Hochmut, Prahlereien und sonstigen Dingen... Schon deshalb können wir diese Welt (des Kapitalismus) nicht bewundern und uns für sie schon gar nicht begeistern, sondern stellen uns dieser Welt mit dem kühnen und frischen Geist unserer festen und zielklaren Auffassungen entgegen ... Welche magnetische Wirkung übt doch die Überzeugung von einer Sache als belebende Kraft auf den einzelnen Menschen hier im Kerker aus. Gerade dieses feste Fundament gibt ihm den Rückhalt, den Geistesmut, die Kraft und die Festigkeit in allen schweren Schicksalslagen ... Er ermißt das tragische Schicksal, mit dem wir nur dadurch fertig werden konnten, daß wir uns von ihm nicht aus unserer Bahn werfen ließen ... Mein Leben und Wirken kannte und kennt nur eines: Für das schaffende deutsche Volk meinen Geist und mein Wissen, meine Erfahrungen und meine Tatkraft, ja mein Ganzes, die Persönlichkeit zum Besten der deutschen Zukunft für den siegreichen sozialistischen Freiheitskampf im neuen Völkerfrühling der deutschen Nation einzusetzen! ... Du, ich und alle Mitkämpfer für unsere große Sache müssen alle stark, fest, kämpferisch und zukunftssicher sein. Denn Soldat der Revolution sein, heißt: Unverbrüchliche Treue zur Sache halten, eine Treue, die sich im Leben und Sterben bewährt, heißt unbedingte Verläßlichkeit, Zuversicht, Kampfesmut und Tatkraft in allen Situationen zeigen ... Treu und fest, stark im Charakter und siegesbewußt im Handeln, so und nur so werden wir unser Schicksal meistern und unsere revolutionären Pflichten für die große, historische Mission, die uns auferlegt ist, erfüllen und dem wirklichen Sozialismus zum endgültigen Sieg verhelfen können ..."
„Weißt du, Iljana, was mir an diesen Worten Ernst Thälmanns so gut gefällt? Daß sie auch heute noch ein zuverlässiger Kompaß für uns sind, den richtigen Platz im Leben einzunehmen."
Inzwischen sind die zwei am Fernsehturm vorbeigekommen und stehen nun auf dem Marx-Engels-Platz vor dem Palast der Republik. Dieses Haus kennt Iljana gut, nicht nur, weil es hier auch ein Eiscafé gibt. Sie hat hier schon einmal mit ihren Eltern eine Solidaritätsveranstaltung im Großen Saal erlebt.
„Sag mal, Paps, ob ‚Teddy' mit Irma, als sie so alt war wie ich, auch mal spazieren gegangen ist?"
„Ich denke schon, aber sicher hat er viel weniger Zeit für seine Familie gehabt, als ich für Mutti und dich. Du weißt doch, Ernst Thälmann lebte und arbeitete als Vorsitzender der Kommunistischen Partei in Berlin, seine Familie aber lebte in seiner Heimatstadt Hamburg. Dann reiste er viel durch das Land. Er sprach auf Kundgebungen und beriet mit den Genossen in den verschiedenen Parteibezirken."
Iljana hat zu Hause in ihrem Bücherregal auch das Buch von Irma Thälmann „Erinnerungen an meinen Vater" zu stehen. Eine Geschichte gefällt ihr da besonders:

Wie Ernst Thälmann seiner Tochter Irma einen Weihnachtswunsch erfüllte

Es war im Jahre 1929, Irma war gerade zehn Jahre alt, und Weihnachten stand vor der Tür. Ihr größter Weihnachtswunsch war, einmal mit einem Auto zu fahren. Sie erzählt:
„Endlich war der Heiligabend da, Vater kam von Berlin, aber zu mir sprach kein Mensch von Weihnachten. Am Nachmittag sagte Vater in meinem Beisein zu Mutter: ‚Ich gehe jetzt noch einmal zum Parteibüro, dort habe ich zu tun, und dann besuche ich einen arbeitslosen Genossen, der Kinder hat. Dem möchte ich eine kleine Freude bereiten.' Ich war schon dem Weinen nahe. Weihnachten – und niemand denkt an meinen Wunschzettel. Als Vater gehen wollte, sagte die Mutter zu ihm: ‚Na, willst du denn Irma nicht mitnehmen?' Vater lächelte und meinte: Na,

zieh dir schnell den Mantel an.' – Als wir an der nächsten Ecke waren, hielt er eine Taxe an, und wir stiegen ein. Ich war selig. Mitten im Zentrum, vor einem Sportgeschäft, ließ er halten und kaufte mir einen roten Sportdreß. Dann sagte er zu dem Chauffeur: ,Nun, Kollege, bringe mal mein Mädel bis an die Ecke Martinstraße und setze sie da ab.' Zu mir sagte er: ,Von dort läufst du nach Hause!' – Freudestrahlend kam ich bei der Mutter an. Sie fragte: ,Na, was hast du nun davon?' Ich erwiderte: ,Das war wunderschön!'"

In den Palast der Republik gehen Iljana und ihr Paps heute nicht. Ihr Weg führt sie auf den Platz, der auf der anderen Seite der Straße Unter den Linden liegt und Lustgarten heißt.

Wie Ernst Thälmann auf Kundgebungen der Arbeiter sprach

„Der Lustgarten", erzählt der Vater, „war früher eine Stätte großer Kundgebungen. Hier hat auch Ernst Thälmann oft gesprochen. Damals war es mit Mikrofon und Lautsprechern nicht so selbstverständlich wie heute. Da mußten die Redner einfach so sprechen. Natürlich war ein einzelner nicht über den ganzen großen Platz zu hören. Da gab es dann mehrere Redner, zehn, zwölf, fünfzehn, je nachdem. Sie standen auf erhöhten Podesten, daran waren Schilder mit den Namen der Redner.

Um diese Podeste gruppierten sich die Kundgebungsteilnehmer. Dann erschienen die Redner. Ein Trompeter gab über den Platz ein Signal. Darauf begannen die Redner zu sprechen. Nach etwa 10 bis 20 Minuten, manchmal auch früher, blies der Trompeter wieder das vereinbarte Signal, und dann mußten die Redner zum Schluß kommen."

„Aber dann mußten die doch immer ganz schön laut sprechen, und die anderen mußten mucksmäuschenstill sein?"

„So ungefähr. Ernst Thälmann hatte eine sehr kräftige Stimme. Kampfgefährten berichten, daß er seine Zuhörer mitreißen konnte. Er hat sich immer gut vorbereitet, aber vom Zettel ablesen mochte er seine Reden nicht gerne. Rudolf Lindau, einer seiner Kampfgefährten, berichtet, daß ,Teddy' schnell in Hitze geriet, seine kräftige Stimme dann unwillkürlich verstärkte und seine Argumente oft mit Faustschlägen auf das Rednerpult begleitete. In einem Brief hat Ernst Thälmann einmal über die Sprache des proletarischen Revolutionärs geschrieben: ,Diese Sprache ist eine politische und bildhafte Sprache. Sie ist hart und rauh, aber doch von innigster Liebe und großer Wärme getragen, und sie ist wahrheitsgemäß.'"

„Hat ,Teddy' auch kritisiert, wenn etwas nicht in Ordnung war?"

„Ja, er liebte Ehrlichkeit, Offenheit, Bescheidenheit und Mut zur Verantwortung. Das erwartete er auch von anderen. Kritik und Selbstkritik üben zu können, hielt er für ganz wichtige charakterliche Eigenschaften von Kommunisten. Allerdings mochte er Leute, die nur kritisierten, nicht. Er gebrauchte da einmal einen Vergleich für solche Menschen: ,Ein Kutscher, der bloß mit der Peitsche fahren kann, ist ein schlechter Kutscher!'"

„Paps, und wenn hier oder woanders Kundgebungen mit Ernst Thälmann waren, kam da auch Polizei?"

Zeno Zimmerling

Fortsetzung folgt

Fotos: JW/Repros

Eleganz und Muskelkraft



Früh übt sich, wer ein Meister werden will, und das trifft besonders auf die Turnerinnen und Turner zu.

Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß die meisten unserer berühmten Turn-Asse ihre ersten Medaillen bei den zentralen Kinder- und Jugendspartakiaden unseres Landes erkämpften. So konnte auch die bisher erfolgreichste DDR-Turnerin, Maxi Gnauck, ihren ersten bedeutenden Erfolg bei einer solchen Spartakiade erringen, die für jeden Nachwuchs-Athleten einen Höhepunkt in seiner jungen Sportler-Laufbahn darstellt. Die heute 20jährige Berlinerin, Olympiasiegerin, Welt- und Europameisterin am Stufenbarren, konnte sich 1977 über drei Goldmedaillen bei der Spartakiade freuen, und diese nehmen noch heute in ihrer Medaillensammlung einen Ehrenplatz ein.

Damals war Maxi Gnauck noch eine rechte Mini-Maxi und selbst, als der kleine „Turnfloh" mit 15 Jahren erstmals Weltmeister am Stufenbarren wurde, maß Maxi nur etwa 1,48 m bei 33 kg Gewicht. Nur zwei Jahre nach ihren Spartakiadesiegen war sie also bereits auf das oberste Siegertreppchen bei einer Weltmeisterschaft geklettert. Wer mit solch einem Expreß-Tempo zur Weltspitze des Turnens aufsteigt, muß nicht nur viel Talent und Fleiß besitzen, sondern sich auch frühzeitig für das Turnen begeistert haben.

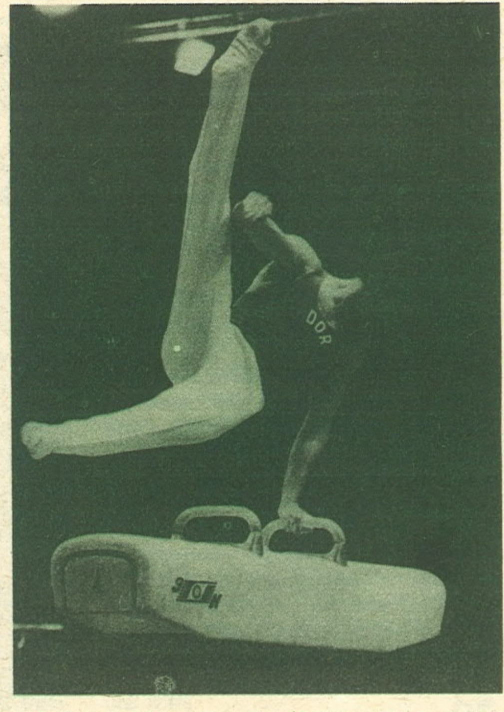
Maxi ist als fünfjähriger Dreikäsehoch in die Vorschul-Übungsgruppe der Berliner SG Dynamo Hohenschönhausen gekommen. Mutter Gnauck brachte die Kleine dorthin, weil Maxi zu Hause sehr zapplig war und wie ein Gummimännchen durch die Wohnung tobte. Maxi hat das Turnen Spaß gemacht, und bei der Spartakiade 1977 gab's für sie den ersten großen Erfolg: Gold im Mehrkampf, beim Sprung und – am Stufenbarren, der in den Jahren danach ihr erfolgreichstes Gerät werden sollte.

Wie Maxi Gnauck hatte auch ihr Berliner Klubkamerad Roland Brückner bei einer Spartakiade ganz besonders auf sich aufmerksam gemacht. 1972 gewann er fünf Goldmedaillen. Dieser Triumph war der Auftakt für eine im DDR-Männerturnen bisher einmalige Erfolgsserie, denn Roland holte sich nicht nur die olympischen Bronze- und Silbermedaillen mit der Mannschaft 1976 und 1980, sondern wurde an seinem besten Gerät, dem Boden, Olympiasieger, Welt- und Europameister. Er ist jetzt Trainer beim Sportklub Dynamo Berlin.

Der Cottbuser Sylvio Kroll ist 20 Jahre alt, wurde mehrfach DDR-Meister an den einzelnen Geräten und belegte bei den Weltmeisterschaften 1983 einen vierten Rang im Sprung. Auch für ihn war eine Spartakiade das erste große sportliche Erlebnis – 1979 gewann er vier Goldmedaillen. Daß Sylvio ein guter Turner werden könnte, sahen die Trainer schon, als sie den Sechsjährigen im Kindergarten des Trikotagenwerkes „Spree" in Lübben entdeckten. Dort im Trainingszentrum war sein Übungsleiter Herr Guido Janz, der Vater unserer ersten Turn-Olympiasiegerin, Karin Janz.

In wenigen Tagen findet die 10. Kinder- und Jugendspartakiade in Berlin statt. Auch dort werden wieder einige Turner und Turnerinnen mit mehreren Medaillengewinnen besonders in Erscheinung treten. Bestimmt ist da auch der eine oder andere Olympiasieger, Welt- oder Europameister der nächsten Jahre dabei.

Text: Andreas Götze
Fotos: Karlheinz Friedrich (1), ADN/ZB (1)



DER ROTE GEIGER

Text:
IRENE BECK

Manuel, Pionier und Schüler einer 5. Klasse in Dresden, befindet sich mit seiner Pioniergruppe genauso auf „Pionierexpedition – Rote Fahne“, wie alle anderen Pioniere in unserer Republik. Alle Mädchen und Jungen seiner Gruppe sind bemüht, viel Interessantes über den Weg, Kampf und die Siege der roten Fahne aufzuspüren und damit die Chronik ihrer Pioniergruppe zu bereichern.



Das Relief

Eines Tages war Manuel wieder einmal bei seinen Großeltern zu Besuch. Langeweile gibt es bei diesen Besuchen nie. In den Vitrinen und an den Wänden ist da viel Mitgebrachtes von Reisen in ferne Länder, sind Freundschaftsgeschenke und historische Dinge zu sehen. Nun entdeckte er im Arbeitszimmer an der Wand ein Relief. Obwohl es schon viele Jahre dort hängt, hatte er diesem Relief bisher keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Diesmal aber denkt er: Das muß etwas Besonderes sein. Und schon fragt er: „Wer ist das? Weshalb hängt es hier, Opa?“ Dieser vertröstet ihn auf eine Plauderstunde, die nicht lange auf sich warten läßt.

In dieser Plauderstunde erfährt nun Manuel folgendes über die abgebildete Persönlichkeit.

Dieses Relief zeigt Eduard Soermus. Der Name Soermus und sein Leben sind eng mit der deutschen wie auch internationalen Arbeiterbewegung verbunden. Er wurde 1878 in Estland, der heutigen Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik, geboren. In seiner Jugend studierte er dort an verschiedenen Hochschulen und ließ sich vor allem im Violinspiel ausbilden. Stets war er Kommunist und trat schon 1905 der SDAPR (Sozialdemokratische Arbeiterpartei Rußlands) bei. Wie viele seiner Genossen mußte er sich deswegen vor der zaristischen Geheimpolizei verbergen, wurde oft inhaftiert und floh 1906 ins Ausland. Nie aber verlor er sein Ziel aus den Augen: Geiger der Arbeiterklasse wollte er werden. Als er sein Ziel erreicht hatte, gaben ihm die Arbeiter den ehrenvollen Beinamen „Der Rote Geiger“.

Begegnung mit Lenin

Durch das Zusammentreffen mit Lenin in Paris wurde Soermus in seinem Vorhaben, Geiger der Arbeiterklasse zu werden, noch bestärkt. Durch Vermittlung Lenins erhielt er die Möglichkeit, sich mit Hilfe hervorragender Lehrer weiter auf der Geige zu vervollkommnen. Bald wurde sein Name als Meister der Geige ebenso ein Begriff, wie der als gereifte politische Persönlichkeit.

Freund der Kinder

Konzertreisen führten Soermus auch nach Deutschland. Dem „MOPR-Heim“ (Meshdunarodnoje Pomostschi Rabotschim = Internationale Rote Arbeiterhilfe) in Elgersburg/Thüringen, wo Arbeiterkinder aus verschiedenen Ländern frohe Ferientage verbrachten, stattete er einen Besuch ab. Hier sah er, wie abgemagerte Kinder, deren Eltern sich in großer sozialer Not befanden, allmählich wieder fröhlich wurden, sich erholten und zu Kräften kamen. Doch immer schwerer wurde es, dieses Heim zu finanzieren. Da spendete Soermus zunächst den Erlös mehrerer Konzerte für dieses und andere Heime und verpflichtete sich, eines der Heime vollständig zu finanzieren. Gleichzeitig rief er seine Freunde auf, ihn dabei zu unterstützen. So konnten über viele Jahre hinweg durch seine Hilfe Kinder eine warme Mahlzeit erhalten, frohe Ferientage verleben oder an einer Weihnachtsfeier teilnehmen.

Aber auch spezielle Konzerte für Kinder gab Soermus. In Erinnerung ist vor allem den Dresdner Kindern das Konzert in der ehemaligen Gaststätte „Reichskrone“. Schon Wochen vorher ging es im Parteilokal der KPD wie in einem Bienenhaus zu. Die Saalbestellung war nicht das wichtigste, sondern Kinder aus Dresdens Umgebung sollten an diesem großen und fast einmaligen Ereignis teilnehmen. Deshalb wurden Handzettel gedruckt und in den Kindergruppen ausgegeben. Viele Arbeiterfamilien waren bereit, für eine Nacht noch ein bis zwei von auswärts kommende Kinder in ihrer oft sehr engen Wohnung aufzunehmen. Damals interessierte sich auch niemand von der Schulbehörde dafür, ob Arbeiterkinder klassische Musik verstehen und das Leben ihrer Schöpfer kennenlernen.



Am Sonnabend dem 24. Januar 1931 in Beckerts Gasthof Wurgwitz

KONZERT DES ROTEN GEIGERS

RUSSISCHE MUSIK / BEETHOVEN / SCHUMANN

Einlaß 19 Uhr
Beginn Punkt 20 Uhr
Reinertrag zugunsten der RHD-Kinderheime
Erwerbslose 25 Rpf

Peuvag, Dresden-A. 1

202





Die Angst der Herrschenden

Vielleicht klingt alles so, als ob es für Soermus keine großen Schwierigkeiten gegeben hätte. Aus vielen Ländern wurde er ausgewiesen, oft verhaftet und schlimmen Verhören unterzogen. In Magdeburg zerstörte wütende Polizei seine unersetzbare Geige. Das geschah so. Am 1. Mai 1923 gab Soermus im Magdeburger Kristallpalast ein Konzert. Die Zuhörer waren überwiegend Arbeiter. Während er spielte, umstellten über einhundert Polizisten das Gebäude. Das Konzert war kaum beendet, da drangen die Polizisten in den Saal ein, schlugen wild mit ihren Knüppeln um sich und verschonten auch das Künstlerzimmer nicht, in das sich Soermus bereits zurückgezogen hatte. Um ihn an weiteren Konzerten zu hindern, zerstörten sie in ihrer blinden Wut seine geliebte Geige. Er wurde verhaftet und am 3. Mai in Begleitung einer Polizeieskorte aus dem damaligen Land Preußen ausgewiesen.

Eine Welle der Empörung lief von Ort zu Ort. Ihre Solidarität mit dem Roten Geiger bekundeten Leipziger Gewandhausmusiker und andere Künstler damit, indem sie ihm eine neue, sehr wertvolle Geige schenkten.

Verehrt und unvergessen

Manuel ahnte nun, woher die Briefmarken stammen, die er ab und zu von seinen Großeltern bekam. Sie stehen nämlich heute noch in Verbindung mit Virginia Soermus, obgleich Eduard Soermus vor mehr als vierzig Jahren in Moskau für immer seine Geige aus der Hand legte.

In Tallinn, der Hauptstadt der Estnischen SSR, im Museum für Musik und Theater wird seine Geige aufbewahrt und sein künstlerisch-kämpferisches Leben und Wirken umfassend dargestellt.

Fotos: Irene Beck (3), Museum für Geschichte der Stadt Dresden (1)

Sonnennähe

Hand aufs Herz, habt ihr nicht schon einmal erklärt, daß wir im Winter weiter von der Sonne entfernt sind als im Sommer und dadurch die Jahreszeiten entstehen? Man hört diese Erklärung leider immer wieder – und sie ist falsch!
Zuerst wollen wir einmal überlegen, was überhaupt „Winter" und „Sommer" bedeuten. Die Jahreszeiten gelten nicht für die ganze Erde. Wenn wir von Winter oder Sommer sprechen, dann bedeutet dies, daß wir auf der Nordhalbkugel unserer Erde diese Jahreszeiten haben, die Bewohner der Südhalbkugel (Südamerika, südliches Afrika, Australien) haben immer die entgegengesetzte Jahreszeit.
Es stimmt natürlich, daß wir einmal näher, das andere Mal weiter von der Sonne entfernt sind und wir sprechen daher von **Sonnennähe** und **Sonnenferne.** Sehen wir einmal in einem astronomischen Jahrbuch nach, so finden wir für 1985 am 3. Januar den Tag der Sonnennähe mit 147 Millionen km Abstand von der Sonne und den 5. Juli den Tag der Sonnenferne mit 152 Millionen km. Somit stimmt es schon nicht, daß wir im Winter von der Sonne weiter entfernt sind als im Sommer – es ist gerade umgekehrt der Fall!
Bei ihrer jährlichen Bahn um die Sonne beschreibt die Erde keinen Kreis, sondern eine **Ellipse.** Die Sonne befindet sich etwas abseits des Mittelpunktes der Ellipse. Aus diesem Grunde ist der Abstand Erde – Sonne nicht gleich. Bei einem Kreis wäre dies der Fall, da jeder Punkt auf der Kreislinie vom Kreismittelpunkt den gleichen Abstand hat.
Sehen wir uns einmal die Entfernungen Erde – Sonne an, so müssen wir zwischen Sonnennähe und Sonnenferne einen Unterschied von 5 Millionen km feststellen – das ist der 13fache Abstand Erde – Mond. Unser Raumschiff Erde legt in einem Jahr auf seiner gewaltigen Bahn um die Sonne 942 Millionen km zurück. So gesehen, sind 5 Millionen km nicht sehr viel! Zeichnen wir die Erdbahn, so können wir getrost einen Kreis ziehen – der Unterschied zu einer Ellipse ist sehr gering.



Wir sehen: Die 5 Millionen km näher an der Sonne oder weiter entfernt machen die Jahreszeiten, die Kälte im Winter und die Wärme im Sommer, nicht aus. Sie haben so gut wie keinen Einfluß auf die Witterung.
Was aber ist nun die Ursache für die Jahreszeiten? Es ist die schräg gestellte Erdachse, die Neigung von 23,5°. Durch diese Neigung erhält einmal die Nordhalbkugel der Erde mehr Sonnenlicht, das andere Mal wieder die Südhalbkugel. **Sommer auf der Nordhalbkugel** bedeutet, daß unsere Erdhälfte zur Sonne zu gerichtet ist, wir mehr Sonnenschein, längere Tage und vor allem einen höheren Sonnenstand haben als im Winter, wenn unsere Erdhälfte von der Sonne abgewendet ist.
Dennoch könnte jemand fragen, ob die 5 Millionen km nicht doch etwas ausmachen und sich ein klein wenig auf die Temperaturen auswirken. Es ist natürlich nicht ohne Bedeutung, daß wir um 5 Millionen km näher an der Sonne sind oder nicht, die unterschiedliche Entfernung wirkt sich doch aus. Es ist aber nur ein sehr geringer Betrag, den wir wegen der großen Temperaturunterschiede, die durch die Neigung der Erdachse entstehen, nicht spüren. Entscheidend für die Jahreszeiten ist nun einmal die Achsenneigung unseres Planeten.

Arnold Zenkert

Zeichnung: Wilfried Läpke

Im Rennsteiggarten

Seit sechs Jahren sind die Mitglieder der AG „Landschaftspflege" im Sommer wie im Winter in ihrem Heimatkreis Suhl auf Schusters Rappen unterwegs, um alle vorkommenden Pflanzen zu erfassen und ihre Standorte in Karten einzutragen. Dabei arbeiten sie eng mit den Wissenschaftlern der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg zusammen. Und im Frühjahr 1984 gelang den „Pflanzen-Füchsen" mit dem Superblick aus Oberhof der große Fund! In der Nähe von Arnstadt fanden sie zweiblütige Märzenbecher, die bislang nur aus der Gegend von Neuburg/Donau bekannt waren. Man hatte zwar in Botanikerkreisen Vorkommen vermutet, aber die Oberhofer Pioniere waren die ersten, die diese Rarität auch tatsächlich fanden.
An der Schmücke, oberhalb von Oberhof, können Besucher alle heimischen Pflanzenarten ausgiebig in natürlicher Umgebung bestaunen. In rund 40 000 freiwilligen Arbeitsstunden ist dieser einzigartige botanische Garten am Rennsteig entstanden und die Oberhofer Pioniere haben mit ihrer Arbeit auch dazu beigetragen, daß sich jährlich etwa 100 000 Besucher an den dort angesiedelten Gebirgspflanzen erfreuen ...

Nico pflanzt Bärlapp, Michael und Andreas setzen Arnika ein und Annett, Konstanze und Christian (Foto) bestimmen das Habichtskraut und verschiedene Gräser. Biologieunterricht in der Natur! Der Nebel stört dabei den Fotografen mehr als die jungen Botaniker.



Bärlapp und Orchideen

Die jungen Naturschützer laufen wahrscheinlich nicht mit „Bärlapp-Scheuklappen" durch ihre Oberhofer Umgebung. Michael Strube ist 15 Jahre alt und am längsten in der AG dabei. Er ist FDJ-Sekretär an der Oberhofer Schule und Mitglied der Fachgruppenleitung der jungen Naturschützer. Michael sieht sich nicht nur in Wäldern und auf Wiesen der Umgebung um.
„Durch unsere Arbeit wollen wir dazu beitragen, bei allen Schülern ein stärkeres Interesse für unsere heimatliche Natur zu entwickeln. Es ist wichtig, daß die vielen schönen Pflanzen unserer Umgebung erhalten werden. Um sie zu schützen, muß man sie aber erst einmal kennenlernen. Wir bestimmen alle Arten, natürlich in der Natur, denn am liebsten sind wir auf Wiesen und in den Wäldern. Die Arbeit im Rennsteiggarten ist ebenso wichtig, weil viele Urlauber Freude haben sollen."
Und wenn im Winter eine dicke Schneedecke die Arbeit in der freien Natur unmöglich macht und gerade Pause für Ski und Rodeln ist, dann sitzen Annett, Michael, Silke, Sylvia, Nico, Konstanze, Andreas, Christian und ihre Freunde mit ihrem AG-Leiter Claus Peter zusammen und knobeln Ideen für Würfel- und Legespiele über geschützte Pflanzen und Tierfährten aus. Diese Spiele stellten sie auch schon auf der zentralen MMM in Leipzig aus. So profitieren auch andere Kinder von ihrem Wissen um Pflanzen und Tiere unserer Heimat. Und das zum Nutzen für uns alle.



Sport frei!

Alle, die hier durch den Wald traben, sind Mitglieder einer Armeesportgemeinschaft. Und bei der Suche nach einem Genossen, der mit mir ein Schwätzchen machen könnte, begegnete ich Unteroffizier Rainer Triebs, 20 Jahre alt und FDJ-Sekretär seiner Einheit. Er war mit durch den Wald getrabt, aber man sah es ihm nicht an.
Der kann sich ganz schön verstellen! dachte ich mir so. Mein Atem ging noch sehr heftig. Und dann erzählte Unteroffizier Triebs: „Die Armeesportler des Truppenteils ‚Ernst Moritz Arndt' haben alle Armeesportgemeinschaften der Landstreitkräfte zum Wettbewerb in diesem Ausbildungsjahr aufgerufen. Damit wollen wir alle Armeeangehörigen und Zivilbeschäftigten zu noch mehr sportlicher Betätigung in der Freizeit anregen. Sport ist aus dem Leben eines Soldaten ja sowieso nicht wegzudenken. Aber wir möchten erreichen, daß jeder Genosse regelmäßig noch mehr Sport treibt. Durch die tägliche sportliche Betätigung fällt es auch allen leichter, die Normen der militärischen Körperertüchtigung mit sehr guten Leistungen zu schaffen. Sport hilft uns so, unsere Aufgaben als Soldaten noch besser zu erfüllen!"
„Wie geht es denn nun weiter?" wollte ich wissen.
„Tja, wie soll es weitergehen? Wir nutzen jede freie Minute, um zu laufen, um Volleyball, Fußball zu spielen oder ‚schaffen' uns im Kraftraum. Die Tischtennisplatten sind auch immer besetzt und es gibt keinen Genossen, der überhaupt nichts tut in Sachen Sport. Natürlich kann nicht jeder ein Modellathlet werden, aber durch unser Training schaffen wir die Normen im Klimmziehen, Armbeugen, Dreierhopp, im Handgranatenzielwurf und – über die 3 000 Meter! Na, und da haben wir alle Hände voll zu tun!"
Nach Waldlauf und Volleyball hängen sich die Genossen noch an eine improvisierte Reckstange und trainieren Klimmzüge.
„Leute, die machen mit dem Sport wirklich ernst! Obwohl er ja allen Spaß macht."
Es soll unter den Soldaten einige geben, die Sport früher nur vom Fernsehbildschirm her kannten, während ihres Ehrendienstes regelrechte „Leistungssportler" wurden.
Gemessenen Schrittes ging ich in Richtung Heimat. Hinter mir wurden Liegestütze trainiert.
Hm. So eine Übertreibung! Hatten die denn immer noch nicht genug! Die Genossen sollen sich wundern. Ab sofort wird heimlich trainiert. Und dann ...!

Texte und Fotos: Peter Klaus Eckert

Zum Abschied einen Spielplatz

„Frösi" war für euch in Magdeburg auf einem Spielplatz. Die Benutzer sind in jedem Fall die Pioniere der Karl-Liebknecht-Oberschule. Und die, die ihn schenkten, das waren auch Schüler der Karl-Liebknecht-Oberschule. Mittlerweile allerdings schon Lehrlinge, die alle einen Beruf erlernen. Und angefangen hatte die Geschichte so:

Ein Ball flog über'n Zaun

...und das nicht nur einmal. Dazu muß man auch erzählen, daß die Karl-Liebknecht-Oberschule genau im Jahre 1900 erbaut wurde, also nicht mehr ganz taufrisch ist und neben der Schule ein etwas vernachlässigter Spielplatz dahindämmerte. Eigentlich konnte man dort nur Ball spielen, und der flog andauernd auf die Straße, weil kein richtiger Zaun existierte.
Und so kam es, daß sich die Schüler der damaligen 10. Klasse, allen voran André Mohrs, Gedanken machten. Es war ja auch nicht ganz ungefährlich, wenn Schüler der unteren Klassen dauernd ihrem Ball auf der Straße nachliefen. Sagen muß man, daß vor der Schule ziemlich viele Autos fahren.

Ein Zaun wurde gesetzt

So begann die Arbeit der Klasse 10a an ihrem Spielplatz. Alle in der Klasse hatten sich nämlich überlegt, sozusagen als „Abschiedsgeschenk" für ihre jüngeren Mitschüler, den alten Spielplatz in Ordnung zu bringen. Der neue Zaun war hoch und die Bälle flogen nicht mehr auf die Straße. Besonders André, der auch an der Schule seit vier Jahren die Arbeitsgemeinschaft „Junge Verkehrshelfer" leitet – diese AG ist in ihrer Art die zweitbeste der Stadt Magdeburg! – war über den Zaun sehr froh. Tischtennisplatten wurden gesetzt, die Klettergeräte mit Farbe auf Hochglanz gebracht und Ordnung kehrte auf dem neuen Spielplatz ein.

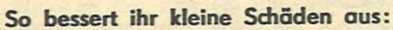
Die Wachablösung

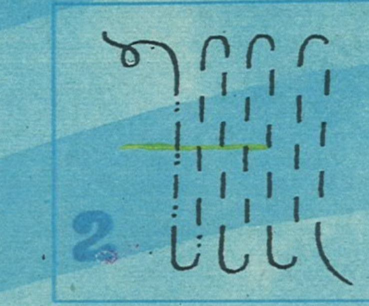
Als die 10a die Schule verließ, übernahmen ihre nachgerückten „Kollegen" von der jetzigen 10b und 10c alle Pflichten auf dem neuen Spielplatz! Und das geht los wie die Feuerwehr! Seit September 1984 funktioniert die Patenschaft über den Spielplatz ganz prima. Die neuen Geräte werden instand gehalten, der Zaun bekommt frische Farbe und der ganze Platz ist immer sauber und aufgeräumt. Jede Woche finden sich die „Großen" hier zu einem Arbeitseinsatz zusammen. Und das klappt!
Der Spielplatz ist die eine Geschichte, der Chemieraum, das aktuelle Brett, der Schaukasten für alle Termine, der Altstoffkeller und der Schulklub sind andere Objekte, für die sich Schüler verantwortlich fühlen und die sie auch betreuen. Gesine Schulz, die Kleinste der 10b mit genau 146 cm Körperhöhe, dafür aber nicht zu überhören, ist eine von denen, die an fast allen Vorhaben eine „Aktie" besitzen.
An der Karl-Liebknecht-Oberschule ist es Tradition geworden, daß die Schüler der 10. Klassen ihren Mitschülern ein Abschiedsgeschenk machen.
„Frösi" fragt alle Leser: Wo gibt es ähnliche Beispiele? Schreibt uns bitte!

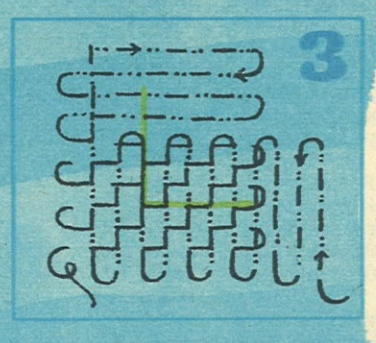


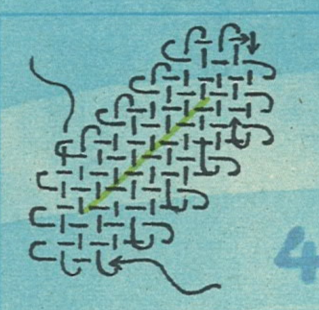
Ferienlager: Stopftips

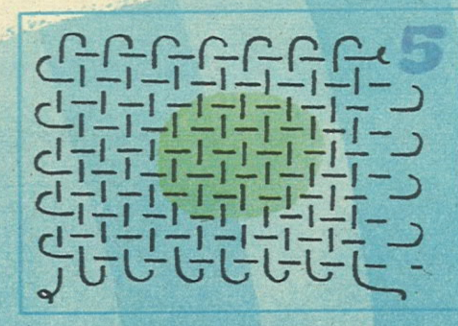








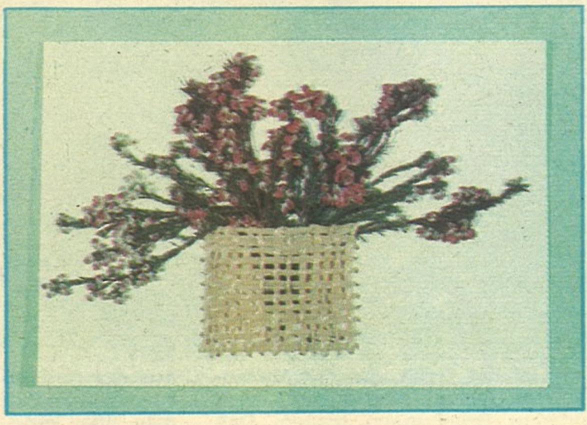




So bessert ihr kleine Schäden aus:

1. Dünne Stellen werden nur in Längsrichtung durchzogen.
2. Beim geraden Riß werden beide Ränder wechselweise aufgenommen und mit dem Faden dicht aneinandergefügt. Lose Fäden werden glattgestrichen und überstopft.
3. Den Winkelriß stopft man wie zwei einfache Risse. Man beginnt rechts vom Riß, arbeitet bis hinter den Winkelpunkt und dreht die Arbeit, um den zweiten Riß in gleicher Weise stopfen zu können.
4. Beim schrägen Riß muß in beiden Fadenrichtungen gestopft werden. Die Stichreihen liegen fadengerade, ihre Länge verläuft parallel zum Riß.
5. Beim Loch (Gitterstopfe) werden zuerst die Längs- oder Kettfäden eingezogen, dann stopft man die Querfäden. Dabei wird stets ein Längsfaden aufgenommen und einer liegengelassen. Die folgenden Reihen werden immer versetzt gearbeitet. Am Lochrand sollten die Stiche wechselnd einmal über, einmal unter dem Rand liegen.

Text und Anfertigung: Rosemarie Mäske
Zeichnung: Heide Hoeth
Foto: Werner Popp





Wenn die Socke aber nun ein Loch hat ... dann sollte sie natürlich gestopft werden. Kleiner Hinweis für löchrige Ferienlagerstrümpfe! Was denn, ihr könnt nicht stopfen? Das ist doch kinderleicht. Man nehme eine Karte, etwas Bast, eine Nadel ...

Was ein Kartengruß mit dem Stopfen zu tun hat? Versucht euch einmal an unserer kunstgewerblichen Nadelarbeit und ihr werdet danach jedes Loch im Strumpf bewältigen.

PS: Über diesen hübschen Kartengruß freut sich gewiß die ganze Familie.

Ihr braucht dazu:
Eine Briefkarte oder Zeichenkarton, kariertes Papier, naturfarbenen Bast, Bleistift, Schere, Stopfnadel, blühendes Heidekraut, Strohblumen oder bereits gepreßte Blumen oder Gräser.

So wird es gemacht:
Fertigt euch aus kariertem Papier eine Schablone in der gewünschten Größe des Körbchens. Stecht an beiden Seiten und am Boden Löcher vor und spannt dann den Bastfaden von Seite zu Seite. Nun durchstopft ihr – vom Einstich am Boden beginnend – mit freier Wendung am oberen Rand diese Fäden. Das Ende wird auf der Rückseite der Karte vernäht. Ihr könnt auch noch eine zweite Stopffläche anlegen, dann ergibt das Blumenkörbchen gleich einen hübschen Tischschmuck. Zum Schluß ordnet ihr die Blüten dekorativ an. Gepreßte Pflanzen könnt ihr einkleben.

Ferienlager-Stopf-Tips:

1. Zu Beginn der Stopfarbeit den Faden verstechen, nie mit einem Knoten beginnen.
2. Das Gestopfte muß ringsum Halt in „gesundem" Gewebe haben.
3. Stopfstiche möglichst klein und immer wechselseitig arbeiten.
4. Beim Umkehren von einer Reihe zur anderen eine kleine Schlinge bilden, weil der Stopffaden bei der Wäsche ein wenig einläuft und das Gestopfte markiert.

BLAUAGAVEN und SILBERADERN

Reisenotizen aus Mexiko von KARL BARTH Teil 2



1

Karg ist das Grün, das die Ausläufer der Sierra Madre auf ihren höchsten Erhebungen tragen. Daß sich im Inneren Silberadern verbergen, ist der rotbraunen Erde der Berge nicht anzusehen. Allerdings hatten schon die Azteken den Silberreichtum entdeckt und verstanden sich auf seinen Abbau.

Es ist Sonntagmorgen, als unsere Jugendtouristgruppe an der Silbermine von Valenciana eintrifft, auf einem der Hügel, die Guanajuato einbetten, die Hauptstadt des gleichnamigen mexikanischen Bundesstaates. Kein Wunder, wenn sich an der Anlage, die sonst den Silberschlamm zutage fördert, heute kein Rädchen dreht. Dennoch haben wir Glück und treffen Alfonso Rodriguez, der sich mit ölverschmierten Händen an einem Gestänge zu schaffen macht. Er verblüfft uns, indem er sich als einer der Chefs vorstellt. Den Eindruck eines Minenchefs macht er gerade nicht.

Wie sich herausstellt, hatte der Besitzer das Unternehmen in den dreißiger Jahren heruntergewirtschaftet. Da haben die Arbeiter, um die Schließung des Bergwerkes zu verhindern und ihren Erwerb nicht zu verlieren, eine Kooperative – eine Art Genossenschaft – gebildet. Sie führten den 8-Stundentag ein, sicherten sich einen geregelten Urlaub und schufen sich eine Unfallversicherung.

Zur Grube gehört heute auch ein Betriebskrankenhaus. „Versteht ihr?" fragt Alfonso. „Der Chef sind wir alle: alle hundert Mineros." Die Kooperative sei ihr Stolz, und Arbeitslosigkeit brauchten sie nicht zu befürchten.

Armando, der Busfahrer, der mit uns ebenso sicher wie frohgelaunt mehr als 2 600 Kilometer durch mexikanische Lande zurücklegt, zeigt uns, was er in Guanajuato sonst noch für sehenswert hält: Da ist zuerst die „unterirdische Stadt": eine Straße, die sich teilweise unter Brücken und durch Tunnel erstreckt. Früher war hier ein Flußlauf, der dann austrocknete. Auf seinem ehemaligen Grund entstand später eine Autostraße.

Aus der unteren Stadtetage geht es zur Universität, in deren Räume man über eine riesige Treppe gelangt. Es ist die einzige Hochschule des Landes, an der Bergbaudisziplinen vertreten sind. Als der deutsche Gelehrte Alexander von Humboldt um 1800 seine Studien in Lateinamerika betrieb, weilte er auch in Guanajuato. Da er seinerzeit für die Schüler des Bergbaukollegiums in Mexiko-Stadt ein Geologiebuch verfaßte, liegt es nahe, so meint Armando, daß die Bergbaustudenten heute noch gelegentlich bei Humboldt nachschlagen.

An der nächsten Station ebenfalls eine Beziehung zu unserem Heimatland: Wir fahren zu jenem Stadion, in dem 1968, bei den Olympischen Spielen, die Fußballmannschaft der DDR trainiert hat. Der olympische Auftritt unserer Sportler habe der DDR damals viele Sympathien eingebracht, erinnert sich Armando.

Als wir im Mumien-Museum schließlich gleich Dutzenden Verblichener sozusagen von Angesicht zu Angesicht gegenübertreten, bleibt uns ein leichter Schauer nicht erspart. In einem bunten Besucherstrom bewegen wir uns durch lange Gänge, vorbei an aufrecht in Glasschränken untergebrachten, bekleideten und unbekleideten Leichnamen, die in ihren Gräbern nicht verwest sind. Die Attraktion des Museums: die kleinste Mumie der Welt. Daß uns auch bei diesem Besuch etwas Heimatliches einfällt, kann Armando nicht ahnen. Vom Ritter Kahlbutz im märkischen Kampehl hat er noch nichts gehört.

*

Im Bundesstaat Jalisco unternehmen wir einen Abstecher in das Ackerstädtchen Tequila. Was der Lkw geladen hat, den unser Bus vergeblich zu überholen versucht, sieht aus wie riesige Ananasfrüchte. Er kommt von einem der weiten Felder, die sich blauschimmernd zu beiden Seiten der Landstraße erstrecken. Hier, auf vulkanischem Boden, gedeihen die Blauagaven, als deren Fruchtkörper sich die vermeintlichen Ananasfrüchte entpuppen. In Tequila wird aus ihnen der berühmte Agavenschnaps gleichen Namens gebrannt.

In einem Schaudorf, nahe der altindianischen Pyramidenstadt Teotihuacan, bekommt der Tourist vorgeführt, was sich sonst noch alles mit den Agaven anfangen läßt. Da werden die nadelspitzen Stacheln samt einem Büschel hanfartiger Fasern aus dem Blatt gerissen – Rohmaterial für die Fertigung von Netzen, Seilen, Hängematten. Mit Geschick läßt sich von einem dikken Agavenblatt eine Art Pergament lösen. Das aufgeschnittene Blatt fühlt sich ganz seifig an, und tatsächlich soll daraus auch Seife hergestellt werden.

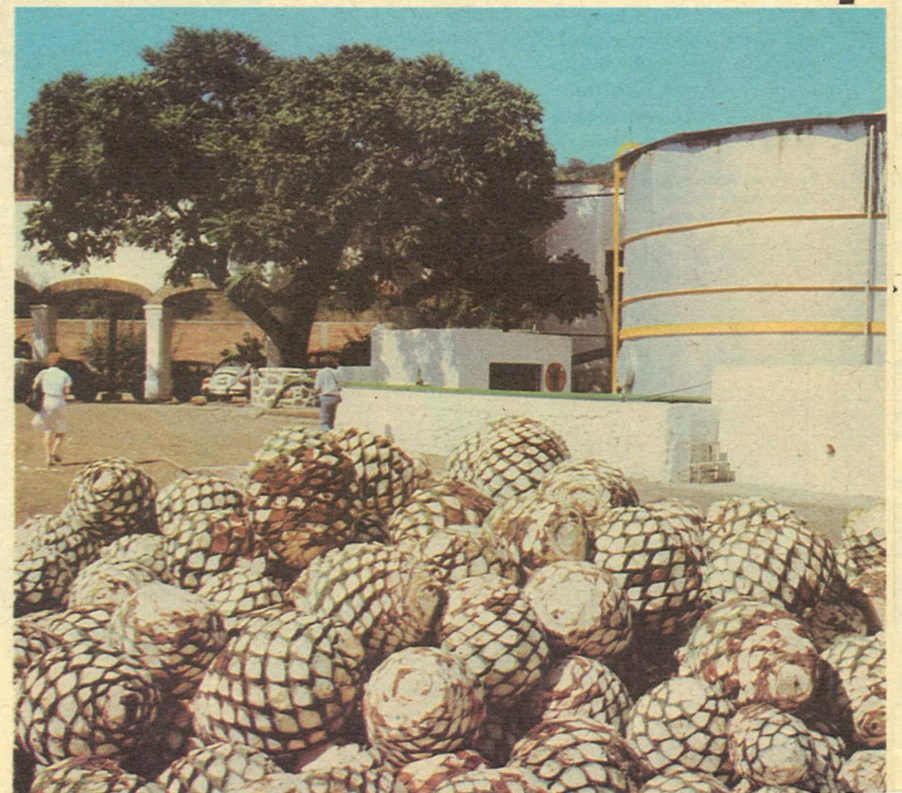
Seine Krönung und gleichzeitig das Ende findet das Leben der Agave zwischen ihrem achten und zehnten Jahr. Dann schießt ein meterhoher Blütenstamm empor, und nun läßt sich ein erquickender Saft absaugen, insgesamt bis zu 500 Liter von einer Pflanze. Der Mann unter seinem Sombrero nimmt dazu, nachdem er in den Herzkegel der Agave eine Wunde geschlagen hat, einen Flaschenkürbis. Er lobt den Saft mit seinen mineralischen und Eiweiß-Bestandteilen, der, leicht vergoren, ein berauschendes Getränk ergibt, den Pulque.

*

Kinder werden früh erwachsen in Mexiko.

Den elfjährigen Isnei lernen wir kennen, als unser Bus an einer Raststätte halt macht. Das Asphaltband, das dem Küstenort Acapulco zustrebt, wird von majestätischen Kandelaberkakteen gesäumt. Der barfüßige Junge springt auf der Gegenfahrbahn aus einem Taxi. Aus seiner über die Schulter gehängten Tasche zieht er eine Schuhbürste. Ein fragender Blick – hier, wo so viele Leute vorbeikommen, die sich gut und gern ein Wochenende in dem Nobelbad am Pazifik leisten können, findet er fast immer Kunden.

2





3



4

Der Taxifahrer, so erfahren wir, hat ihn aus Freundschaft mitgenommen. Isnei hat noch fünf Geschwister. Ohne die Pesos, die er vom Schuheputzen mitbringt, reicht es zu Hause nicht. Daß sechs, acht Kinder in mexikanischen Familien keine Seltenheit sind, hat vielfach damit zu tun, daß die Eltern sie als Miternährer und auch als sichere Unterstützung für die Jahre des Alters einplanen.

Isneis Vater ist Landarbeiter. Mal habe er Arbeit, mal keine. Aber wenn er schon mal auf einer Plantage Beschäftigung finde, erzählt uns der Junge, sei das Geld trotzdem knapp; denn als Lohn gibt es oft nur Mais oder Bohnen.

Ob er zur Schule gehe, fragen wir ihn. Er besuche die Abendschule, sagt Isnei, zusammen mit erwachsenen Männern, die ebenfalls Lesen und Schreiben lernen. Und er legt Wert auf die Feststellung, daß er ein guter Schüler sei.

Mit einem nationalen Bildungsprogramm ist die Regierung dabei, die Analphabetenrate radikal zu senken. Viele Studenten und Oberschüler gehen freiwillig als Lehrer aufs Land.

Rund ein Drittel der mexikanischen Bevölkerung sind heute schulpflichtige Kinder. Der Staat gibt beträchtliche Mittel aus, um jedem Kind einen Platz in der sechsklassigen Grundschule (Primaria) zu sichern. Wenn man da auch die Abendschule in Kauf nimmt, trägt man den gesellschaftlichen Tatsachen Rechnung, zu denen eben gehört, daß Elfjährige zum Unterhalt der Familie beitragen müssen.



5

*

Musikantenmarkt auf dem Garibaldi-Platz. Allabendlich geben sich hier die Mariachis ein Stelldichein. An die 1 500 Gruppen von Straßenmusikanten soll es allein in Mexiko-Stadt geben. Weniger als acht Mitglieder zählt man selten. Oft sind es Familienunternehmen. Die Mariachis präsentieren sich in ihrer typischen Tracht: breite Sombreros, kurze, taillierte Jacken, enge schwarze Hosen mit silbernen Knopfleisten.

Ein Fest ohne Mariachis ist in Mexiko kein richtiges Fest. Darum bestellt man sie zu allem, was sich feiern läßt.

Über den Platz gegenüber dem Teatro Garibaldi spannt sich ein Plakat: Die Gewerkschaft der Straßenmusikanten lädt zu einem Fest ein, dessen Erlös notleidenden Berufskollegen zukommen soll. Es ist klar, die Nachfrage liegt weit unter dem Angebot . . .

*

Am Platz der Verfassung ist dem Präsidenten des mexikanischen Volkes zur Zeit seines Befreiungskampfes im vorigen Jahrhundert, Benito Juárez, ein Denkmal gesetzt. Eine Inschrift gibt des Präsidenten Ausspruch wieder: Frieden – das ist der Respekt vor dem Recht des anderen. Diesem Vermächtnis folgt Mexiko seit langem.

An eine Metrowand hat jemand gepinselt: „Hände weg von Nikaragua!" und „Gringos (lateinamerikanische Bezeichnung für Amis) 'raus aus Grenada!" Wir nehmen es als ein Zeichen für den starken Rückenhalt, den die aktive Friedenspolitik der Regierung im Volk findet. Bei vielen Gesprächen haben wir Gelegenheit, unseren Freunden zu sagen, wie sehr wir uns mit Mexikos Eintreten für die Beendigung der US-amerikanischen Einmischung in Mittelamerika, für die friedliche Beilegung von Streitfragen solidarisieren. Wir sind uns einig, daß ein Land, das so große Pläne auf seinem Weg des sozialen Fortschritts hat, nichts dringender braucht als Frieden.

1. Blauagavenfeld, 2. Fruchtkörper der Agave vor der Verarbeitung in der Tequilafabrik, 3. Mit einem Flaschenkürbis wird der Agavensaft abgesaugt, 4. Umzug nach indianischem Brauch zu Ehren der Gesundheitsgöttin, 5. Der elfjährige Isnei, 6. Universität von Guanajuato.

Fotos: Karl Barth

6



Oben und unten

Der Weg zu Thälmann

1. Folge

Text:
Prof. Dr. Jürgen Polzin
Zeichnungen:
Günter Hain



1. Dieser Herbsttag des Jahres 1909 bringt dem Tagelöhnerjungen Karl Kleinrab bitteres Leid.
„Seht mal, dort brennt es." „Das ist doch die Feldscheune, wo gedroschen wird." „Dort arbeiten meine Eltern! Kommt schnell!"



2. „Laß mich, Tante Mine, ich will zu Vater und Mutter!" „Bleib hier, Karl, die Männer versuchen sie zu retten." „Mutter, Vater!" „Armer Junge, mir bricht das Herz."



3. „Wo sind Vater und Mutter, Onkel Wilm?" „Du mußt jetzt sehr tapfer sein, Karl." „Heißt das?" „Ja, Junge, wir konnten ihnen nicht helfen. Uns fehlten Löschgeräte. Dafür ist dem Gutsherrn das Geld zu schade."



4. „Weine doch nicht mehr, Karl, hier hast du eine schöne Mohrrübe!" „Guck mal, das Kätzchen Mohrle will mit dir spielen!" „Ich schenke dir mein Pferdchen!"



5. „Laßt gut sein, Kinder. Karl hat ein großes Unglück getroffen. Es wird viel Zeit brauchen, um ihn von diesem Schmerz zu befreien. Und nun kommt essen!" „Sieh mal, Karl, wie schön die Pellkartoffeln dampfen."



6. „Es ist lobenswert, liebe Leute, daß ihr euch des Waisen angenommen habt. Doch eine Dauerlösung ist das ja wohl nicht." „Was soll das heißen?" -„Nun, ihr habt selbst sieben hungrige Mäuler zu stopfen!"



7. „Hier, ein großzügiges Geschenk vom Gutsherrn. Kauft dem Jungen Hose, Hemd und feste Schuhe!" „Wozu Schuhe? Sie wissen doch, daß alle Tagelöhnerkinder barfuß laufen!"



8. „Freut euch doch, meine Kinder! Dank der Güte des Gutsherrn kommt Karl Kleinrab mit ordentlicher Kleidung ins Städtische Waisenhaus!" „Waisenhaus?" „Nun ja, dort wird er es gut haben und euch nicht länger zur Last fallen."



9. „Seit wann scheren den Gutsherrn die Sorgen der armen Leute?" „Uns geht es um das Wohl des Jungen." „Loswerden wollt ihr ihn, weil ihr ein schlechtes Gewissen habt! Seine Eltern könnten noch leben, wenn ..."



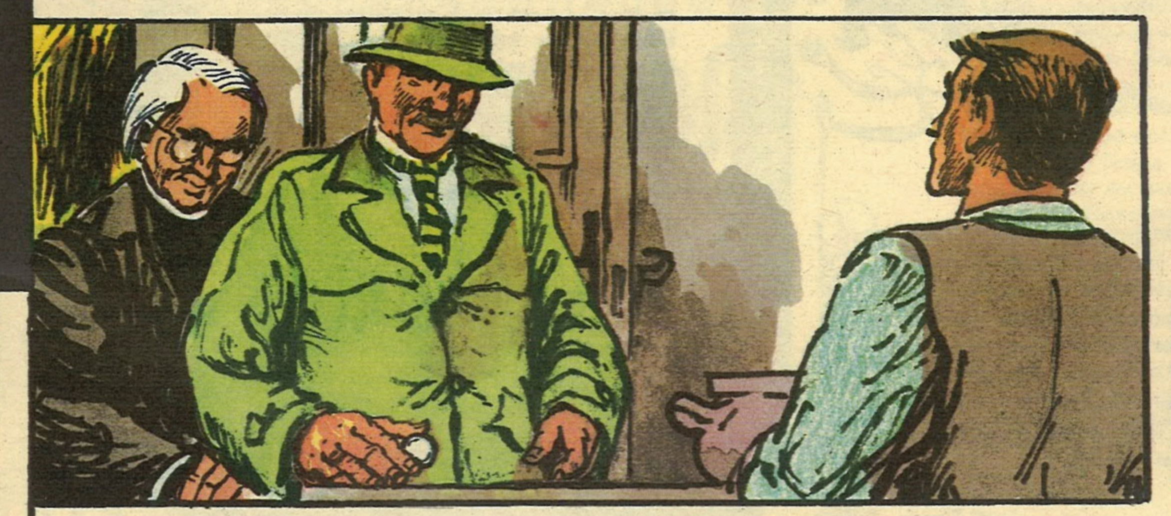
10. „Versündigt euch nicht gegen die gottgewollte Obrigkeit!" „Ins Waisenhaus? Wissen Sie, wie es da zugeht?" „Es bleibt euch doch gar keine andere Wahl. Wollt ihr auf die Dauer einen zusätzlichen Esser durchfüttern?"



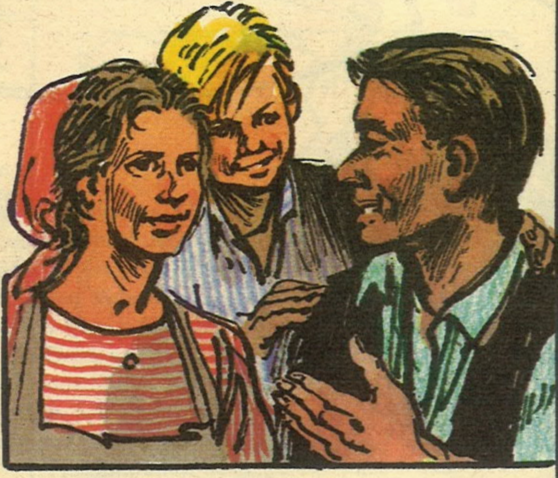
11. „Keine Wahl? Da irren Sie, Hochwürden! Wenn wir auch selbst wenig zu beißen haben, liefern wir doch ein Tagelöhnerkind nicht der Willkür eines bürgerlichen Waisenhauses aus!" „Aber gute Frau." „Ein für allemal: Wir geben Karl nicht her!"



12. „Was meinen Sie, Herr Inspektor?" „Nun ja, hm, das wäre zu überlegen. Sicher wird aus dem Bengel mal ein strammer Gutsarbeiter!" „Hört, hört!" „Nun denn, Gottes Wege sind unerforschlich."



13. „Eines wollen wir klarstellen: Ihr bürgt dafür, daß der Bengel zu einem gottesfürchtigen Untertanen unseres Gutsherren heranwächst!" „Moment mal, das Geld hat der Gutsherr dem Jungen für Schuhe und Kleidung geschenkt!" „Habt ihr nicht selbst gesagt, daß im Dorf alle Tagelöhner barfuß gehen? Na, also!"



14. „Oh, Tante Mine, Onkel Wilm, das vergeß ich euch nie!" „Schon gut, Karl. Merk dir nur eins: den Unterschied zwischen denen oben und uns hier unten!"

Fortsetzung folgt



MUNTERMACHER

Stimmt's, ihr seid manchmal ganz schön müde. Besonders in der Schule, dritte Stunde, wenn ein turbulentes Wochenende hinter euch liegt, oder wenn ihr am Abend zuvor beim Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel mit Oma und Opa kein Ende finden konntet.
Tja, da nützt nur eines: es mit Korbines Muntermachern zu versuchen. Was das ist? Schaut euch unsere Gläser genau an, führt euch den Inhalt dieser Seite zu Gemüte. So lernt ihr sie kennen.

Muntermacher Nr. 1

Mich schätzt man besonders als fruchtigen Tee. Tee zum Frühstück, Tee nach dem Mittagessen, Tee zum Abendbrot. Eines ist gewiß: zu jeder Tages- und Nachtzeit genossen, immer wirke ich erfrischend und belebend. Mein Vitamin-C-Gehalt übersteigt alles bisher Dagewesene. Ich sage nur: 500 bis 1 700 Milligramm in 100 Gramm. Das ist mehr als beachtlich! Stimmt's?!
Der Strauch, an dem ich wachse, hat Dornen und nicht zu knapp. Bevor ich da bin, ist er über und über mit Blüten bedeckt. Schön sieht das aus. Über sie gibt es sogar Lieder und über mich auch eins. Aber mehr verrate ich nicht, sonst braucht ihr am Ende gar nicht mehr zu überlegen, wer ich bin.
Übrigens pflücken könnt ihr mich vom Sommer bis hinein in den Herbst. Und finden könnt ihr mich überall. Ich winke auch über den Gartenzaun.

Muntermacher Nr. 2

Ich bin für wohlschmeckenden Saft gedacht. Für die Saftgewinnung zu Hause können Vati und Mutti am besten die Küchenmaschine benutzen. Der Rohsaft oder Süßmost wird bei plus 75 bis 89 °C haltbar gemacht. Aus einem Liter Rohsaft können unter Zugabe von Wasser und rund 400 Gramm Zucker (je nach Säuregehalt) etwa vier Liter Süßmost hergestellt werden. Mein Spezial-Muntermachermittel ist das Vitamin C. 200 bis 900 Milligramm auf 100 Gramm verstecke ich immerhin in mir. Und Vitamin C macht nicht nur munter, es macht euch auch widerstandsfähig gegen Infektionskrankheiten. Es ist nicht zu ersetzen. Ich bin froh, es zu besitzen, um es euch weiterzugeben. Wo ich herkomme? Die Botaniker nennen die Pflanze, an der ich gedeihe, Ölseidengewächs. Aber es ist beileibe keine anspruchsvolle Pflanze, wenngleich sie viele Dornen hat.
Dünen, auch Kippen und Abraumhalden sind ihre Lieblingsplätze. Für sie wird auch oft der hochtrabende Name „Pionierpflanze" verwendet. Das bedeutet, daß ihre Wurzeln helfen, Dünen zu befestigen oder Abraumhalden schnell und dicht zu begrünen.
Wer bin ich?

Na, hat's gefunkt? Wenn ja, schreibt die Namen unserer beiden Muntermacher auf eine Postkarte. Verseht das Ganze mit den Sammelergebnissen, die ihr bei diesen zwei Wildfruchtarten in den Monaten August, September, Oktober erzielt habt, und schickt diesen „Beleg" (Stempel der Aufkaufstelle wäre gut) an Korbine. Die Anschrift: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37. Jeder fleißige Sammler bekommt zur Belohnung mindestens drei Päckchen Brausepulver C-Vitchen. Und das wäre dann der dritte Muntermacher, der euch gratis ins Haus flattert, wenn ihr euch darum bemüht.
Also, Prosit! Auf unsere Muntermacher!

Lotti Simon

Zeichnungen: Fred Westphal

OLAF & BENNO! VON JÜRGEN GÜNTHER

BAHN FREI! ICH KOMME!

SALTO!

ABSPRUNG!

....UND?

WIEDER NUR EINE 10, BENNO!

FRÖSI-Bastelspaß

Zum Nachmachen!

Groß oder klein – wie ihr wollt. Neun Felder sind durch Leisten getrennt und mit Ziffern versehen. Über eine Schräge werden nun Bälle oder Kugeln gerollt. Wer erreicht die höchste Punktzahl?

Fotograf vom Dienst war Werner Popp auf dem VII. Pioniertreffen in Dresden.









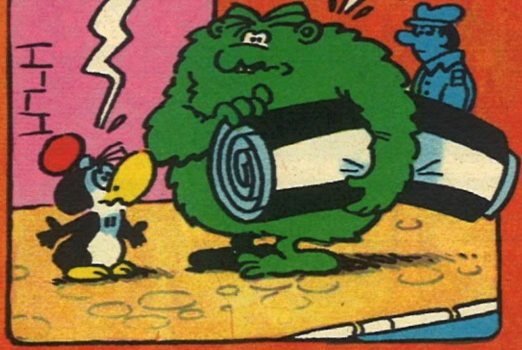




FRÖSI-SPASS

Koko hat den ersten Ozeanspringbrunnen gebaut – oder fällt euch etwas Besseres ein? Sucht eine lustige Antwort auf Käpt'n Lütts Frage und schreibt sie wie immer an: Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: „Frösi"-Spaß. Die ulkigsten Antworten werden veröffentlicht und mit kleinen Aufklebern unserer „Frösi"-Figuren belohnt.







FRÖSI-SPASS

Zeichnungen: Jürgen Günther

Ausgewählte Antworten zu unserer Veröffentlichung in „Frösi" Heft 12/84.

Das wird ein Zebrastreifen für Elefanten!
Nadine Neuer, 1800 Brandenburg

Den streiche ich jetzt noch quer und wir können nach Belieben Schach oder Dame spielen!
Susann Haule, 1600 Königs Wusterhausen

Ich gehe zum nächsten Pionierfasching als Fußgängerüberweg!
Claudia Opfermann, 4440 Wolfen/Nord

Den kriegt Egon Olsen!
Stefan Liebsch, 1017 Berlin

Damit eröffnen wir einen Verkehrsgarten!
Cornelia Fetzer, 1147 Berlin

Wir eröffnen einen Zebrastreifenverleih!
Katja Illig, 9659 Markneukirchen

Ich gehe als Fußgängerüberweg zum Fasching!
Sabine Schmidt, 1160 Berlin

Den hebe ich auf und erneuere unseren alten Dachsen das Fell.
Ines Albrich, 1530 Teltow

Der kommt in meine Aussteuer!
Carina Fuchs, 8224 Wilsdruff

Den erhält die Volkspolizei als MMM-Exponat!
Maren Zisser, 4370 Köthen

Ich werde damit einen Streifzug machen!
(ohne Absender aus Magdeburg)

Den schenken wir der AG Junge Verkehrshelfer!
Mario Gullan, 1183 Berlin

Mit dem Ding gehe ich auf Streife!
Ute Groeyer, 2520 Rostock 22

Den schenke ich Oma Else als Tischläufer!
Anita Schoknecht, 2052 Gnoien

Ich bastle mir einen Streifenwagen!
Robert Wagner, 6502 Gera/Lusan

Das ist mein eigener Zebrastreifen.
David Deich, 3211 Samswegen

Den brauche ich noch einmal für den Heimweg.
Heiko Schädlich, 4090 Halle-Neustadt

Ich gehe zum Fasching als Zebra!
Enrico Müller, 7901 Brottewitz

Ich werde Modeschöpfer bei der „Frösi".
Elke Siebert, 7010 Leipzig

Als Schlummerrolle für meinen Dackel.
Jens Hildebrandt, 4350 Bernburg

Den schenke ich dem Fernsehballett für Pinguinkostüme.
Jonas Knobloch, 1833 Rhinow



Pioniermagazin „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold, der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und der Medaille der Pionierorganisation des SSM in Gold. – Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr, Redaktionssekretär: Dipl.-Gewi. Christine Meier, Gestalter: Vera Kruse, Chefreporter: Ralf Kegel, Redakteure: Ulla Brocke, Renate Bredereck, Sieglinde Behn, Frank Frenzel, Manfred Heilmann, Marita Kloss, Annegret Kobow, Lotti Simon, Annette Schlegel, Annerose Zehmisch, Sekretariat: Helga Wulff – Redaktionskollegium: Ingrid Ring, Hans-Joachim Graf, Dr. Klaus Herde, Prof. Dr. Jürgen Polzin, Dr. Christine Lost, Dipl.-Päd. Dieter Wilkendorf, Friedrich Kühne, Fred Petzold, Richard Hambach, Günter Dorst, Prof. Dr. Gerhard Misgeld, Dipl.-Gewi. Elisabeth Richter, Margit Mahlke, Doris Weißflog, Prof. Dr. Reinhard Mocek, Dipl.-Päd. Reinhold Skottky, Klaus Rebelsky, Günther Feustel, Hans-Joachim Riegenring, Hansgeorg Meyer, Dr. Gisela Wessely, Ehm Kurzweg, Dipl.-Päd. Gerhard Kirner, Dr. Käthe Sima-Niederkirchner, Dr. Dieter Merzdorf, Dieter Schönherr. – Wissenschaftlich-technischer Beirat: Horst Alisch, Ing. Karl Bartusch, Dipl.-Ök. Harald Drasdo, Ing.-Ök. Heinz Görner, Obering. Gunter Giersch, Ing. Jochen Dietzmann, Ing.-Ök. Manfred Kutschick, Dipl.-Ing. Erich Schulz, Dr. Peter Lobitz, Dipl.-Ing. Hans Mauersberger, Dipl.-Ök. Gerhard Meinke, Albrecht Camphausen, Ing.-Ök. Werner Ondracek, Gerhard Tscharnke, Ing. Klaus Barthel, Dr.-Ing. Harry Förster, Rolf Philipp, Ing. Brigitte Barth, Regina Brauns, Otto Weber. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag Junge Welt, 1080 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi" 1026 Berlin, PSF 43. Fernruf 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag Junge Welt. Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementpreis: 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr. 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8010 Dresden, Julian-Grimau-Allee. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion.
Redaktionsschluß: März 1985

„Duftende“ Rezepte für alle Korbinefestivitäten und für Daheim

SCHLARAFFENLAND

(Himbeercreme)
400 g Himbeeren, 400 g Zucker, 3 Eiweiß, das sind die Zutaten.
Beeren mit Zucker verrühren, Eiweiß zugeben und so lange schlagen, bis alles eine schaumige Masse wird.

BLAUBART

(Heidelbeerbuttermilch)
200 g Heidelbeeren, 1 l Buttermilch, 180 g Zucker, Zitronensaft.
Alle Zutaten mischen und kühl servieren.

ROTKÄPPCHEN

(Preiselbeergetränk)
200 g Preiselbeerkompott, 1 Eßl. Bienenhonig mit einer Flasche Selterswasser mixen.

SCHORNSTEINFEGER

(Brombeermilch)
200 g Brombeeren, 1 l Milch, 3 Eßl. Zucker, Saft von einer Zitrone.
Die Zutaten mixen, durch ein Haarsieb gießen, um die Kerne zu entfernen.

NUSSKNACKERSAFT

(Nußmilch)
$\frac{1}{2}$ l Milch, 1 Tasse geriebene Nüsse, 2 Eßl. Zucker oder Honig, alles zusammen kräftig mixen.

STEHAUFMÄNNCHEN

(Joghurt mit Früchten)
$\frac{1}{4}$ l Joghurt, 1 Päckchen Vanillezucker, 1 Eßl. gemischte, eingezuckerte Früchte. Joghurt mit Vanillezucker gut verrühren, die Hälfte in ein Glas gießen, die Früchte dazugeben und mit dem restlichen Joghurt abdecken, mit Früchten garnieren.

SCHWARZER PETER

(Süßmost-Milchmix)
$\frac{1}{2}$ l Milch, 2 Eigelb, 1 Eßl. Zucker, $\frac{1}{2}$ l Schwarzer Johannisbeersüßmost. Eigelb, Zucker und Milch gut vermischen, mit Most auffüllen, etwas Selters dazugeben.

MUSKELPROTZ

(Himbeerquark)
250 g Himbeeren, 2 Eßl. Zucker, 250 g Quark, 1 Tasse Milch.
Quark und Milch glatt rühren, die eingezuckerten Früchte untermischen und mit Früchten garnieren.

SOMMERALLERLEI

(Bunter Obstsalat)
Je 2 Handvoll Himbeeren, Heidelbeeren und schwarze Johannisbeeren mit Eßl. Zucker vermischen. Obenauf Puffmais oder Weizen- bzw. Gerstenflocken streuen.

Die Scheibe mit dem Dreh

Euer künftiger Begleiter auf allen Wegen durch Wald und Flur bewegt sich augenblicklich, wenn ihr die folgenden kleinen Bastelhandgriffe genau befolgt. Eine scharfe Schere, ein guter Kleber und ein wenig Ausdauer ist alles, was ihr für Korbines Bastelkurs in Sachen Drehscheibe benötigt.
Logischerweise beginnt ihr mit dem Ausschneiden der abgebildeten drei Schreiben auf der 2. und 4. Umschlagseite. Liegen sie herausgetrennt vor euch, kommen jetzt die abgerundeten braun und weiß gefärbten Streifen an die Reihe, welche mit den jeweiligen Früchtenamen bedruckt sind. Sie werden auf der Rückseite mit Leim eingestrichen und auf die äußeren Felder der großen Scheibe geklebt.

Damit unsere Scheibe funktionstüchtig wird, werden die drei weißen Felder der kleinen Scheibe sorgfältig herausgeschnitten, am besten mittels Schneidefeder. Jede Scheibe wird nun am Kreuzungspunkt in der Mitte durchstochen, alle drei übereinandergelegt und das Ganze durch eine Klammer oder einen Druckknopf miteinander verbunden. Wenn ihr richtig gebastelt habt, seid ihr dann sofort darüber informiert, wo, wann und wie z. B. die Edeleberesche wächst, wann ihr die ersten Himbeeren oder Brombeeren pflücken könnt oder warum die schwarzen Johannisbeeren ganz besonders gesund sind.

Text: Lotti Simon
Zeichnungen: Alfred Hunstock




Korbine-
Früchte-
Drehscheibe
KORBINE-DREHSCHEIBE
Früchte aus Garten Wald und Flur
Standorte
Wald Heide
Wiese Gebüsch
Park Garten
Wegrand Ufer
Wichtige Inhaltsstoffe
Verarbeitung zu
Sammelzeit/Erntezeit
Heidelbeere
Preiselbeere
Himbeere
Brombeere
Walnuß
Edeleberesche
Haselnuß
Schwarze Johannisbeere
Sept./Okt.
Mineralstoffe (K, Ca, Mg, P), Aromastoffe
Aug./Sept.
Vit. C (120-150 mg %) Vit. P, Kalzium, Flavonoide
Juli/Aug.
hochwertige Nährstoffe, Mineralst. (K, Ca, Mg, P, Fe), Vitamin B
Juli
Saft, Sirup Marmel.
Gerbstoffe u. Farbst., Benzoesäure, Mineralstoffe (K, Na)
Fruchtsaf. Most, Sirup
Oktober
Gerbst. u. Bitterstoffe, Vitamin C (60-70 mg %), Fruchtsäuren
Gebäck Marzipan
Aug./Sept.
Gerbst. u. Farbstoffe, Benzoesäure, Eisen, Salizylsäure
Kompott Konfitüre
Sept. (Vollr.)
Nährstoffe, Vit. B, P, Mineralstoffe (Ca, P), Jod
Juli/Aug.
Most, Likör Gelee, Wein
Gerbstoffe u. Farbst., Mineralst. (K, Ca, Mg), Fruchtsäuren
Idee: Abteilung Naturwissenschaft des Pionierpalastes Dresden

Pappmütze zu den XII. Weltfestspielen






selbstklebende Aufkleber zum gleichen Anlass

ausserdem dabeigewesen:
eine Serviette zu den XII. Weltfestspielen in Moskau



Drehscheibe für die Rätselinnenseiten



Bild des Monats „Frösi" 7/85
Salichitdin Aitbajew (geb. 1938),
UdSSR, „Glück", 1966 (Ausschnitt)

Repro: Werner Popp